

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



Transsexualität

Identität im Aufbruch

Trump auf dem Sprung ANDREAS MINK

Evangelische „Nichtarier“ im NS-Staat MANFRED GAILUS

Caspar David Friedrich in Hamburg ROBERT M. ZOSKE

1



EVANGELISCHE LANDESKIRCHE IN WÜRTTEMBERG

Die Evangelische Landeskirche in Württemberg sucht aufgrund des Eintritts in den Ruhestand des bisherigen Stelleninhabers **einen Dezenten bzw. eine Dezentin für Theologie, Gemeinde und weltweite Kirche** im Evangelischen Oberkirchenrat in Stuttgart. Der Stelleninhaber/die Stelleninhaberin ist Mitglied des Kollegiums des Oberkirchenrats, dessen Vorsitzender der Landesbischof ist und hat Teil an der Gesamtverantwortung der Kirchenleitung.

Die Tätigkeit umfasst neben der Leitung des Dezernats mit den Referaten „Theologie, Kirche und Gesellschaft“ (1.1), „Mission, Ökumene und Kirchlicher Entwicklungsdienst“ (1.2), „Gemeinde, Innovation und Kirche im Wandel“ (1.3) auch die Zuständigkeit für das Amt für Kirchenmusik und die Geschäftsstelle des Dezernats. Aus diesen gesellschaftsbezogenen kirchlichen Handlungsfeldern ergeben sich vielfältige theologische Grundsatz- und Konzeptionsfragen.

In einer sich verändernden Gesellschaft gehört es zu den Aufgaben des Dezenten/der Dezentin, die Reflexion kirchenleitenden Handelns in theologischer Perspektive voranzutreiben. Dies umfasst die Perspektiven der Landeskirche ebenso wie der Kirchengemeinden in der Verbundenheit mit der weltweiten Kirche.

Das bedeutet im Einzelnen:

- Kirchenleitende Aufgaben im Kollegium des Oberkirchenrats
- Leitung des Dezernats mit entsprechender Personalführung und Budgetverantwortung
- Vertretung der Landeskirche gegenüber ökumenischen Partnerkirchen
- Mitgliedschaft im Prüfungsausschuss I. Ev.-theol. Dienstprüfung und im Spruchkollegium nach der Lehrbeanstandungsordnung
- Delegation und Verantwortung sind im Geschäftsverteilungsplan sowie in den Führungsleitlinien geregelt

Für die Wahrnehmung dieser Leitungsaufgabe wird eine evangelische Persönlichkeit mit folgendem Qualifikations- und Anforderungsprofil gesucht, die einer Gliedkirche der EKD angehört:

- Überdurchschnittliche theologische Kompetenz, ausgewiesen im Rahmen kirchlicher Beauftragungen und akademischer Qualifikation sowie durch entsprechende Fachpublikationen
- Fähigkeit und Bereitschaft zwischen den Frömmigkeitsprägungen der Evangelischen Landeskirche in Württemberg zu vermitteln
- Persönliche Belastbarkeit und Freude an teamorientierter und kollegialverantworteter Leitung mit einem ausgewiesenen Verständnis für strukturelle und gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge
- Führungserfahrene und kommunikative Persönlichkeit mit theologischer und gesellschaftlicher Gesprächsfähigkeit im kirchlichen und säkularen Kontext und der Fähigkeit, Mitarbeitende zu führen und sie in ihrer Verantwortung zu ermutigen und zu begleiten
- Fähigkeit, kirchliche, gesellschaftliche und politische Entwicklungen wahrzunehmen und im Blick auf ihre Herausforderungen für den kirchlichen Auftrag zu reflektieren, deren Relevanz zu beurteilen und strategische sowie konzeptionelle Handlungsperspektiven für die unterschiedlichen Handlungsfelder kirchlicher Arbeit zu entwickeln
- Bereitschaft und Sensibilität, kirchliche Veränderungsprozesse in leitender Verantwortung mit Kompetenzen in Projektmanagement und Prozesssteuerung innovativ voranzutreiben

Die Stelle ist nach BesGr. B 3 BBesG bewertet und auf zehn Jahre befristet. Wiederwahl ist möglich. Die Besoldung richtet sich nach den kirchenbeamtlichen Vorschriften. Die Entscheidung über die Besetzung der Stelle trifft der Landeskirchenausschuss der Evangelischen Landeskirche in Württemberg.

Auskunft erteilt Direktor im Oberkirchenrat, Stefan Werner, Rotebühlpl. 10, 70173 Stuttgart, 0711 2149-321, stefan.werner@elk-wue.de

Bewerbungen sind innerhalb von drei Wochen bis 22. Januar 2024 an Landesbischof Ernst-Wilhelm Gohl, Rotebühlplatz 10, 70173 Stuttgart zu richten. landesbischof@elk-wue.de

Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm
 Rita Famos
 Isolde Karle
 Friederike Krippner
 Annette Kurschus
 Bettina Limperg
 Ralf Meister
 Friederike Nüssel
 Rüdiger Schuch
 Christiane Tietz
 Friedhelm Wachs
 Olaf Zimmermann

**Liebe Leserin, lieber Leser,**

in dieser Ausgabe von *zeitzeichen* wäre es wahrscheinlich angebrachter, diese Anrede deutlich zu gendern, also: Liebe Leser*innen! Warum? Weil der Schwerpunkt unseres Heftes dieses Mal das Thema Transsexualität ist – und alle Menschen, die unser Magazin lesen, sollen sich da angesprochen fühlen. Also nicht nur die, die sich als Frauen oder Männer, eben Leserinnen und Leser, begreifen. Mehr dazu im Magazin ab Seite 24. Und eine kleine Warnung vorab: Nicht allen wird gefallen, was sie hier lesen, garantiert!

Haben Sie auch schon Alpträume, dass in diesem Jahr der frühere US-Präsident Donald Trump in der Führungsnation der Freien Welt, in den Vereinigten Staaten, erneut gewählt werden könnte? Der erfahrene Journalist Andreas Mink lotet die Chancen und Pläne des politischen Hasardeurs ab Seite 8 aus. Gott bewahre!

Etwas Trost können Sie vielleicht noch in Berichten über zwei wunderbare Ausstellungen finden: Udo Feist war in der Schau „IKONA. Heilige Frauen in der orthodoxen Kunst“ im Ikonen-Museum Recklinghausen, ab Seite 51. Robert M. Zoske hat sich die Ausstellung „Caspar David Friedrich. Kunst für eine neue Zeit“ in der Hamburger Kunsthalle angeschaut, ab Seite 54. Beide waren begeistert.

Noch zwei Mitteilungen in eigener Sache: Aufgrund weiterhin steigender Herstellungskosten müssen wir die Preise für dieses Magazin um 60 Cent pro Heft anheben. Wir bitten um Verständnis. Und wir freuen uns, ab diesem Jahr Rita Famos, Friederike Krippner und Rüdiger Schuch neu im Herausgabekreis von *zeitzeichen* begrüßen zu dürfen (siehe Seite 71).

Philipp Gessler



Foto: zeitzeichen

15

Weltgebetstag aus Nahost

In der Wahrnehmung vieler Menschen findet in Israel und Palästina nicht nur ein Krieg zwischen zwei Völkern statt, die um Land und Ressourcen streiten. Es geht um weit mehr, um Rassismus und Genozid, Antisemitismus und Apartheid, Kolonialismus und Völkerrecht. Die Gespräche zum Krieg werden meist mit einer Vehemenz geführt, die keine sensible Argumentation mehr zulässt. Was bedeutet das für die Vorbereitungen zum Weltgebetstag der Frauen 2024, der aus Palästina kommt? Nahostreferent Simon Kuntze beschreibt die Konflikte.

POLITIK

- 8 ANDREAS MINK
Donald Trumps Pläne für die US-Präsidentschaft

KOMMENTAR

- 11 STEPHAN KOSCH
EKD: Die Synode mehr achten

KIRCHE

- 12 MANFRED GAILUS
Über Christen jüdischer Herkunft in der NS-Zeit
- 15 SIMON KUNTZE
Weltgebetstag 2024 aus Nahost
- 18 FRIEDRIKE ERICHSEN-WENDT/JOHANNES WISCHMEYER/
EDGAR WUNDER
Widerspruch gegen die Kritik an der KMU
- 21 REINHARD MAWICK
EKD-Synode: Viele Fragen offen

KOLUMNE

- 14 BETTINA LIMPERG
„Sind Sie ein Mensch?“

Titelseite:

Foto: picture alliance/Zoonar

Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

18

Streit um Deutung

Die Machart und Deutung der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (KMU VI) der EKD wurde gleich nach Erscheinen scharf kritisiert. Der Soziologe Edgar Wunder sowie zwei Theologen aus dem EKD-Kirchenamt weisen diese Kritik nun zurück und sagen: Die methodische Sorgfalt der Kritiker lässt zu wünschen übrig.



TRANSSEXUALITÄT

- 26 RUTH HESS
Theologische Überlegungen
- 29 SOPHIE RAUSCHER/NYKE SLAWIK
Das neue Selbstbestimmungsgesetz
- 32 SEBASTIAN KLEE
Erfahrungen eines transsexuellen Pfarrers
- 35 MARTINA LENZEN-SCHULTE
Eingriffe und ihre Folgen
- 38 GESPRÄCH MIT MONIKA BARZ
Das ist für mich Diktatur

THEOLOGIE

- 42 PETER SZYNKA
Erinnerung an den Rabbiner Yehuda Aschkenasy

STÖRFALL

- 45 MARTIN ROSOWSKI
Kirche ohne Männer?

DAS PROJEKT

- 46 TECKIN JUNG
Ein demokratischer Sozialist

51 Starke Frauen

Die Ausstellung „IKONA. Heilige Frauen in der orthodoxen Kunst“ im Ikonen-Museum Recklinghausen lotet die Spielräume aus, die Frauen im Christentum hatten – so sie Heilige waren. Der Theologe Udo Feist war da und ist begeistert.



Foto: picture alliance

24

Transsexualität

Transsexualität war lange Zeit ein Tabu-Thema in unserer Gesellschaft. Doch nach langem Leid gibt es nun immer mehr Transsexuelle, die sich öffentlich und engagiert für ihre Rechte einsetzen. Zugleich bleiben noch viele Fragen in der öffentlichen Debatte.



Fotos: Ikonen-Museum Recklinghausen

KULTUR

- 48 ROBERT M. ZOSKE
Caspar David Friedrich in Hamburg
- 51 UDO FEIST
Heilige Frauen im Ikonenmuseum Recklinghausen

REPORTAGE

- 54 KLAUS SIEG (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)
Neuer Umgang mit Regenwasser in Hamburg

REZENSIONEN

Musik

- 61 KLAUS-MARTIN BRESGOTT
Luisa Imorde: Polychromie
- 61 UDO FEIST
Parcels: Live Vol. 2

Hörbuch

- 62 ANNEMARIE HEIBROCK
Cordelia Edvardson: Gebranntes Kind sucht das Feuer

Bücher

- 62 ANTJE SCHRUPP
Dagmar Pauli: Die anderen Geschlechter
- 63 JÜRGEN KAISER
Petra von Gemünden/Annette Merz/Helmut Schwier (Hg.): Resonanzen

- 63 FRIEDRICH SEVEN
Diarmaid MacCulloch: Das Christentum
- 64 WERNER MILSTEIN
Horst Gzella: Aramäisch
- 65 ULRICH BUBENHEIMER
Henrike Lähnemann/Eva Schlotheuber:
Unerhörte Frauen
- 66 SIMON KUNTZE
Wolfgang Benz (Hg.): Erinnerungsverbot?
- 68 TILMAN ASMUS FISCHER
Stefan W. Schmidt: Nostalgie oder
der flüchtige Duft der Heimat
- 68 FRIEDRICH SCHWEITZER
Katja Boehme: Interreligiöses Begegnungslernen

- | | |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren | 6 Magazin |
| 64 Buchtipps | 73 Notabene |
| 3 Editorial | 71 Notizen |
| 69 Filmtipps | 70 Personen |
| 67 Impressum | 73 Punktum |
| 58 Klartext | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour | 74 Vorschau |
| 60 Leserbriefe | |



Foto: picture alliance/dpa

Gedenkort für Zwangsarbeiter

Auf dem evangelischen Friedhof Jerusalem V in Berlin-Neukölln ist eine Gedenkstätte für NS-Zwangsarbeiter eingeweiht worden. Die evangelische Kirche hatte auf dem Friedhof zwischen 1943 und 1945 ein Lager betrieben, in dem rund 100 Menschen aus der damaligen Sowjetunion, überwiegend aus der Ukraine, lebten. Sie mussten auf kirchlichen Friedhöfen im Berliner Stadtgebiet Zwangsarbeit leisten. Die neue Gedenkstätte informiere über die unterschiedlichen Formen kirchlicher Zwangsarbeit und schaffe Raum für das Gedenken an die Opfer, sagte die Beauftragte für Erinnerungskultur der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), Marion Gardei. Die indirekte Beteiligung der evangelischen Kirche an den nationalsozialistischen Verbrechen der Zwangsarbeit sei lange verdrängt worden: „Für dieses Unrecht wollen wir Verantwortung tragen und durch die neue Gedenkstätte sichtbar machen.“

„Exegese für die Predigt“ gestartet

Mit „Exegese für die Predigt“ ist ein neuer Online-Predigt-kommentar für das neue Kirchenjahr gestartet. Dieser bietet für den Predigttext des jeweiligen Sonntags eine wissenschaftliche exegetische Ausarbeitung sowie praktisch-theologische Impulse für die Gottesdienstgestaltung. „Exegese für die Predigt“ ist ein kostenfreies Angebot auf www.bibelwissenschaft.de der Deutschen Bibelgesellschaft. Gefördert wird es durch verschiedene evangelische Landeskirchen sowie die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD). „Mit ‚Exegese für die Predigt‘ wollen wir ein digitales Angebot schaffen, das Predigerinnen und Prediger bei ihrer Arbeit unterstützt“, sagte Eve-Marie Becker, Neutestamentlerin an der Universität Münster und Mitinitiatorin des Projekts. Das Online-Angebot solle dabei helfen, das theologische Potenzial auch schwieriger biblischer Texte zu erschließen. Erhofft wird, so Verkündigung und Gottesdienst zu beleben.

Foto: epd/Heike Lyding

„Rechtsextremismus wird selbstbewusster“

Der „Bundesverband Mobile Beratung“ warnt vor einer Ausbreitung des Rechtsextremismus in Deutschland. Die „extrem rechte AfD“ sei erfolgreicher denn je, ihre Narrative würden immer häufiger von Vertreterinnen und Vertretern demokratischer Parteien übernommen, teilte der Dachverband von rund 50 Beratungsteams gegen Rechtsextremismus bundesweit in Berlin bei der Vorstellung seines Jahresrückblicks mit. Auch sei aus den Corona-Protesten ein stabiles antidemokratisches Protestmilieu entstanden, das jede Krise verschwörungsideologisch auflade. „Dieses Milieu hat in vielen Regionen ein Protestmonopol errungen“, sagte Dominik Schumacher, Berater gegen Rechtsextremismus in der Region Düsseldorf. Zudem hätten rechtsextreme Akteure vielerorts Immobilien gekauft und seien im Osten wie im Westen weiter in die Sozialräume vorgedrungen. Ein Beispiel sei das „Königreich Deutschland“, ein 2012 in Lutherstadt Wittenberg von dem „Reichsbürger-Aktivist“ Peter Fitzek gegründeter Fantasiestaat, der sich in einigen Regionen Ostdeutschlands ausbreitet.



Menschenrechte brauchen Schutz

Das Deutsche Institut für Menschenrechte sieht im Umgang mit Klimaprotesten und pro-palästinensischen Demonstrationen die Versammlungsfreiheit gefährdet. Institutsdirektorin Beate Rudolf äußerte ihre Sorge über „die hasserfüllte öffentliche Auseinandersetzung und übermäßige staatliche Reaktionen“ auf friedliche Sitzblockaden der Klimabewegung. Zugleich bezeichnete sie lang andauernde Verbote pro-palästinensischer Proteste als „hoch problematisch“. Vorschläge aus der Politik, die Versammlungsfreiheit für Ausländer:innen abzuschaffen, kritisierte Rudolf bei der Vorstellung des Menschenrechtsberichts 2023 scharf.

EU: Juden und Muslime sind gefährdet

Die EU-Kommission hat ein Maßnahmenpaket gegen Hassverbrechen auf den Weg gebracht, um insbesondere jüdische und muslimische Gemeinschaften besser zu schützen. „Seit dem 7. Oktober haben wir in Europa Szenen erlebt, die uns an die Ungeheuer der Vergangenheit erinnern und von denen wir gehofft haben, sie nie wieder zu sehen“, begründete EU-Kommissarin Věra Jourová den Schritt in Brüssel. Laut EU-Kommission haben Hassrede und Hassverbrechen online wie offline „alarmierend“ zugenommen. Besonders jüdische und muslimische Gemeinschaften seien betroffen. Man müsse sich gegen Antisemitismus und antimuslimischen Hass stellen, hieß es.



Foto: epd/Rico Thumser

Altar von Cranach und Triegel wieder im Naumburger Dom

Der Cranach-Triangel-Altar kann wieder im Westchor des Naumburger Doms besichtigt werden. Nach einer einjährigen Ausstellungsreise ist er zurückgekehrt. Viele Menschen hätten jetzt erstmals die Gelegenheit, das auch als Marienaltar bekannte Sakralkunstwerk am Standort Westchor besichtigen zu können, sagte Holger Kunde, Stiftsdirektor der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatstifts in Zeitz. Denn der Altar, der am 3. Juli 2022 mit der bildlichen Erweiterung durch den zeitgenössischen Künstler Michael Triegel eingeweiht worden war, wurde bereits am 5. Dezember desselben Jahres wieder eingepackt und auf die Reise geschickt, und zwar ins Diözesanmuseum Paderborn sowie in das Stift Klosterneuburg bei Wien. Vorausgegangen war eine Debatte, unter anderem mit ICOMOS, dem die UNESCO zum Welterbe beratenden Gremium, ob der Altar mit seiner Ergänzung durch den als Papstmaler bekannt gewordenen Künstler Michael Triegel den Welterbestatus des Naumburger Doms gefährden würde (siehe zz 6/2023).

Die Agenda 47

Warum Donald Trumps Pläne für eine nächste Amtszeit als reale Bedrohung für die USA gelten

ANDREAS MINK

Umfragen geben Donald Trump zunehmend Chancen für eine zweite Amtszeit. Der präpariert dafür bereits Pläne für die Verwandlung Amerikas in ein autoritäres Regime. Der US-Korrespondent Andreas Mink schildert, wie Trump und seine Anhänger vorgehen.

Vor acht Jahren waren es noch äußere Gefahren, die Amerika bedroht haben: die „Flut“ angeblich krimineller „Illegaler aus Mexiko“ an der Südgrenze oder China, das mit seiner Exportmacht die heimische Wirtschaft zerstört. Im laufenden Wahlkampf gibt Donald Trump eine neue Parole aus: „Die Bedrohung durch Kräfte von außen ist weitaus geringer als die sinistre, existenzielle Gefahr von innen.“ In seinen Reden dämonisiert Trump diese Gegner als „Ungeziefer“, das es „auszurotten“ gelte. Zielscheiben sind der „Deep State“ – also eine vorgebliche Verschwörung von Demokraten, Bürokraten, staatlichen Juristen und dem FBI gegen ihn –, dazu Linke, Bürgerrechtler, Minoritäten, Umweltschützer oder wer auch sonst immer Trump und seiner Gefolgschaft missfällt. Er hat sogar die „Exekution“ von Generälen ins Spiel gebracht, würden sich diese seinen Befehlen widersetzen. Dies ist am Ende seiner Präsidentschaft geschehen, als das Pentagon nicht



Die Konkurrenz ist groß. Doch viele Menschen wollen Trump erneut zum Präsidenten wählen.

sein. Die Vorwürfe reichen von Wahlbetrug über den Putsch-Versuch vom 6. Januar 2021 bis zu Steuerhinterziehung. Trump kommt ganz offenkundig unter Druck und keilt aus gegen seine Verfolger. Doch dieser Ruck hinein in rechtsautoritäre Denkmuster geht tiefer und ist deshalb umso gefährlicher. Denn als Trump 2016 mit der Parole „Make America Great Again“ (MAGA) ins Weiße Haus kam, brachte er neben einem Einreiseverbot für Muslime und drastischen Maßnahmen gegen undokumentierte Migranten kaum konkrete Pläne mit. Von Haus aus undiszipliniert und launisch, geriet Trumps Präsidentschaft daher zu einem Chaos mit historischem Personalverschleiß. Doch heute steht ihm ein Kader von Loyalisten bei. Und diese setzen seine inzwischen deutlich ausgereifere MAGA-Ideologie in detaillierte Programme um. Eine Schlüsselfigur dabei ist Stephen Miller. Der 38-Jährige hat Trump seit 2015 beraten und gilt als Vater dessen feindseliger Politik gegen Zuwanderer.

Fotos: picture alliance/ASSOCIATED PRESS



Fachleute erkennen hier Denkmuster des europäischen Faschismus wieder.

gegen „Black Lives Matter“-Demonstranten vorgehen oder nach seiner Wahlniederlage 2020 einen Staatsstreich unterstützen wollte. Deshalb schlugen Fachleute wie die Historikerin Ruth Ben-Ghiat an der New York University Alarm. Sie erkennen hier Denkmuster des europäischen Faschismus oder autoritärer Staatschefs dieser Tage wie Wladimir Putin und Viktor Orbán wieder.

Diese Wende nach innen mag durch das halbe Dutzend Klagen gegen Trump auf Bundes- und Gliedstaats-Ebene erklärbar



Während einer Rede in Mar-a-Lago in Florida gibt Donald Trump 2022 seine Kandidatur für die Präsidentschaftswahlen 2024 bekannt.



Trump hat zudem mit der „Federalist Society“ gebrochen. Das Netzwerk rechter Juristen ging ihm bei der Besetzung von Richterposten bis hinauf zum Verfassungsgericht zur Hand, lehnte dann aber Trumps Kampagne zur Aufhebung des Wahlergebnisses 2020 ab. Inzwischen hat Trump Rechtsexperten gefunden, die mit seinen Loyalisten Pläne für eine „Agenda 47“ schmieden, also eine nächste Amtszeit als 47. US-Präsident ab dem Januar 2025. Der 77-Jährige hat dafür eine Website mit Dutzenden von Video-Statements zu einzelnen Politikbereichen aufgeschaltet (www.donaldjtrump.com/agenda47). Wesentlich tiefer in Details geht das von Trump-Vertrauten und der erzkonservativen „Heritage Foundation“ aufgelegte „Project 2025“, das auf 887 Seiten einen Fahrplan für den totalen Umbau von Staat und Politik Amerikas ins Internet gestellt hat (www.project2025.org).

Keine Hirngespinnste

So schockierend oder abstrus diese Konzepte auch erscheinen mögen – das Risiko ihrer Verwirklichung nimmt zu. Trump liegt nicht nur wenige Wochen vor dem Beginn der internen Vorwahlen Mitte Januar haushoch vor der Konkurrenz im rechten Lager. Er ist auch bei Umfragen bereits vor dem Terror-Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober vor allem in entscheidenden Gliedstaaten wie Arizona, Georgia, Michi-

gan, Pennsylvania und Wisconsin auf bis zu zehn Prozent Abstand an Joe Biden vorbeigezogen. Diesen halten Wähler mit 81 entweder für schlicht zu alt oder unfähig, die weiterhin steigenden Lebenshaltungskosten unter Kontrolle zu bringen. Aufgrund seiner Unterstützung für Israel hat Biden seither noch deutlich bei Jüngeren und Minoritäten verloren. Die „Agenda 47“ erscheint daher als ganz reale Bedrohung für das System der Gewaltenteilung in den USA – und damit die von Washington bewahrte „liberale Weltordnung“ (soweit diese noch besteht). Die Stoßrichtung dieser „Agenda 47“: Bündelung der Macht über Haushalte, Richtlinien und Personal von Regierung und Verwaltung in der Hand des Präsidenten sowie die drastische Reduktion von Umfang und Zuständigkeiten von Behörden. Ziele dabei sind vorderhand die Aufhebung der Maßnahmen der Biden-Regierung bei Nachhaltigkeit und Klimapolitik sowie bei Diversität und Gleichstellung auch sexueller Minoritäten. Letztlich ist jedoch die Abschaffung des von den Demokraten unter Franklin D. Roosevelt nach 1933 geschaffenen Sozial- und Verwaltungsstaates Programm, der mit Regulationen tief in Wirtschaft und Gesellschaft eingreift.

Diese Pläne sind nicht nur aufgrund der Umfragen keine Hirngespinnste. Dafür sorgt eine weitere Veränderung seit 2016. Seinerzeit gab es unter Republikanern im Kongress und im Partei-Establishment



Heute steht Trump ein Kader von Loyalisten bei. Eine Schlüsselfigur dabei ist der 38-jährige Stephen Miller.

breite Widerstände gegen den Entertainer und Playboy Trump. Mit dem Aufstieg des Evangelikalen Mike Johnson zum Sprecher des Repräsentantenhauses im Oktober und dem absehbaren Ende von Mitch McConnell als Fraktionsführer im Senat hat Trump seine Übernahme der Partei inzwischen vollendet. Johnson ist jüngst zu Trumps Resort Mar-a-Lago in Florida gereist, um ihm nochmals seine Treue zu versichern. Dabei war der studierte Jurist Johnson bereits nach dem Wahlsieg von Biden vor drei Jahren eine Schlüsselfigur bei der Kampagne, Trump dennoch an der Macht zu halten. Der hätte daher als 47. Präsident auch im Kongress loyale Kader hinter sich.

Kehrte Trump also Ende Januar 2025 ins Weiße Haus zurück, würde er umgehend einen „Sonderermittler einsetzen, der den korruptesten US-Präsidenten aller Zeiten verfolgt: Joe Biden und dessen Familie“. Dies soll im Rahmen einer „Zerschlagung des Deep State“ geschehen. Praktisch gesehen will Trump Beamte und Militärs auf sich selbst einschwören – also nicht mehr auf die Verfassung. So will der Ex-Präsident auch die seit der Watergate-Affäre vor fünfzig Jahren geschaffene Unabhängigkeit des Justizministeriums aufheben. Die Behörde soll dem Weißen Haus direkt unterstellt und gründlich von illoyalen Beamten gesäubert werden. Laut der Nachrichtenplattform *Axios* suchen die Heritage Foundation und andere Gruppen im Dunstkreis von Trump

bereits mindestens 50 000 Gefolgsleute, die an Schlüsselstellen tief in Verwaltungen und Militär gesetzt werden sollen. Die Loyalisten bauen dazu eine Datenbank auf und durchkämmen mit KI speziell die Social-Media-Profile möglicher Kader auf Trump-feindliche Äußerungen.

Trumps besondere Antipathie gilt dem FBI. Hier will „Project 25“ laufende und frühere Ermittlungen auf Verstöße gegen „nationale Interessen“ überprüfen lassen, Personal und Zuständigkeiten abbauen sowie die politische Aufsicht verstärken. Trump will auch das Militär, Geheimdienste und das Außenministerium „von der kranken politischen Klasse, die unser Land hasst“, säubern. Generell sollen quer durch den Regierungsapparat Stellen gestrichen, Gehälter und Sozialleistungen gekürzt, vor allem aber Kündigungen erleichtert werden. Seine alte Zielscheibe, die „Illegalen“, vergisst Trump darüber nicht. Er will die Grenzsicherheit dramatisch ausbauen und im Lande riesige Deportationslager bauen lassen, um bei zukünftigen Razzien gefasste „Undokumentierte“ zu sammeln und dann abzuschleppen. Daneben würde Trump die Birthright Citizenship abschaffen, also die automatische Zuerkennung der Staatsbürgerschaft für in den USA geborene Babys.

Düstere Zeiten

Auch der Legislative drohen düstere Zeiten. Seine Juristen haben eine obskure Regel aus den Gründungstagen der Republik ausgegraben, die Trump zu einem „impoundment“ von Haushaltsmitteln nach eigenem Gutdünken bevollmächtigen würde. Eine solche Beschlagnahmung würde ihm einerseits direkten Zugriff auf jeden Aspekt staatlicher Aktivitäten geben und die Vollmachten der Legislative empfindlich schmälern. Zweitens aber sieht der Ex-Präsident impoundment als „wesentliches Instrument, den Deep State zu zerschlagen, den korrupten Sumpf von Washington trocken-zulegen und die Kriegstreiber auszuhungern, die überall nur Konflikte und töten, töten wollen“. Mit der Beschlagnahmung will Trump diesen Übeltätern den Geldhahn abdrehen und damit auch Steuersenkungen und den Abbau der Staatsschulden ermöglichen.

Weitere Zielscheiben Trumps sind Nachhaltigkeit und Maßnahmen gegen den Klimawandel. Die von Biden dafür aufgelegten Milliarden-Programme sollen

gestrichen und stattdessen die Produktion und der Transport fossiler Energieträger etwa über Pipelines begünstigt werden. Deren Verbrauch würde Trump über die weitgehende Streichung von Auflagen und die Senkung der Gebühren für die Förderung von Öl, Gas und Kohle auf Bundesland ankurbeln. Er will den staatlich unterstützten Wechsel zu elektrischen Fahrzeugen abstellen, aus internationalen Klimaabkommen austreten und das gesamte Territorium der USA für die Ausschöpfung fossiler Energieträger freigeben. Sichert er sich so die Zustimmung mächtiger Energie-Lobbys, kommt Trump bei seinen gesellschaftspolitischen Plänen Evangelikalen wie Johnson weit entgegen.

Schulen als Schlachtfeld

Denn er betrachtet nicht Russland oder China als „größte Bedrohung der westlichen Zivilisation“. Darunter seien „wir selbst und die grauenhaften, die USA-hassenden Leute, die uns repräsentieren“, zu verstehen. Diese Kräfte schaffen angeblich Landesgrenzen ab, ließen die Zerstörung von Kommunen durch Verbrecher und Obdachlose zu und würden die „Kernfamilie und ihre Geburtsraten durch gottlosen Marxismus zerstören“. Amerika drohe zu einer „gottlosen Nation zu werden, die am Altar von Rasse, Gender und Umwelt betet“. Hier wollen Trump & Co. mit der Abschaffung sämtlicher Regeln und Gesetze für Schutz und Gleichstellung von Gender- und sonstigen Minoritäten bis hinein ins Militär, aber auch Maßnahmen gegen Nachhaltigkeit, „Equity und Inclusivity“ in Wirtschaft und Gesellschaft kontern.

Trump will Beamte und Militärs auf sich selbst einschwören – nicht mehr auf die Verfassung.

Zentrales Schlachtfeld in diesem Kulturkrieg gegen Transgender-Menschen oder die Aufarbeitung von Sklaverei und Kolonialismus im Unterricht sollen die Schulen werden. Entsprechende Anstrengungen dazu laufen bereits in konservativ regierten Gliedstaaten wie Florida. Trump würde: das Erziehungsministerium in Washington schließen; Schulgebete einführen; Eltern die Wahl von Schuldirektoren, die Gestaltung von Lehrplänen und die Kündigung von

Lehrern überlassen; die Schuljugend zum Patriotismus erziehen; drakonische Strafen für undisziplinierte Kids einführen und Eltern die Wahl von Schulen freistellen. Dies läuft auf die staatliche Förderung religiöser Schulen hinaus, ein alter Traum christlicher Fundamentalisten. Die Pläne würden zudem das Ende der mächtigen Lehrgewerkschaften bedeuten, ein Dorn im Auge konservativer Aktivisten.

Autoritärer Nationalismus

Diese Neuordnung der USA entlang eines autoritären, angeblich christlichen Nationalismus steht gegenüber der Außenpolitik im Vordergrund der Pläne Trumps. Hier fasst er einen Austritt aus der Nato und die sofortige Einstellung von Hilfen an die Ukraine ebenso ins Auge, wie die Einführung eines „universellen Basis-Zolls“ für Importe jeder Art. Besonders brisant wirken jedoch seine Vorstellungen zum südlichen Nachbarn. Neben einem massiven Ausbau der Grenzsicherheit und der Einführung der Todesstrafe für Drogenschmuggler plant Trump den Einsatz des US-Militärs gegen Rauschgift-Kartelle in Mexiko. Er propagiert dieses Konzept schon seit seiner Amtszeit und legt seit Jahresanfang drastische Details wie Raketeneinsätze gegen Kartell-Einrichtungen, eine Mobilisierung von Streitkräften inklusive der Kriegsmarine für ein „volles Embargo in regionalen Gewässern“ und den „Einsatz von Spezialeinheiten, Cyber-Kriegsführung sowie andere verdeckte und offene Aktionen für eine maximale Schädigung der Führung, Infrastruktur und Operationen der Kartelle“ nach. Diese sollen zudem als „ausländische Terror-Organisationen eingestuft und vom globalen Finanzsystem abgeschnitten“ werden.

Zur Zerschlagung der Kartelle braucht es offenkundig die „volle Kooperation benachbarter Regierungen“. Bleibt diese aus, so droht Trump diesen mit einer „umfassenden Offenlegung der Bestechungsgelder und der Korruption, die kriminelle Netzwerke beschützen“. Dieses Konzept läuft nicht allein auf eine Kriegserklärung an Mexiko hinaus und weckt dort angesichts wiederholter Übergriffe der Amerikaner seit dem Krieg von 1846 tiefsitzende Ressentiments. Wie bei anderen Plänen Trumps stimmen ihm hier aber sowohl Konservative im Kongress als auch seine Mitbewerber für das Weiße Haus lebhaft zu. ◀

Guter Vorsatz

Die EKD-Synode nicht mehr vor vollendete Tatsachen stellen

STEPHAN KOSCH

Hinterher ist man ja immer schlauer. Dass die Krisenkommunikation rund um die Ermittlung wegen sexueller Übergriffe durch einen kirchlichen Mitarbeiter im Kirchenkreis Siegen auf EKD-Ebene ziemlich daneben ging, das räumen nun alle Beteiligten ein. Das gilt auch und gerade für die interne Kommunikation mit den Synodalen auf dem Treffen in Ulm, die zu unterschiedlichen Informationsständen und entsprechend irritierenden Situationen rund um die Erklärung der zu diesem Zeitpunkt noch amtierenden Ratsvorsitzenden führte. Wer klatschte, um in schwierigen Zeiten Solidarität mit Annette Kurschus zu zeigen, wusste offenbar weniger als diejenigen, die die Hände stillhielten. So zumindest die Deutung der Synodenpräses Anna-Nicole Heinrich im Nachhinein. Gemeinsam mit der amtierenden Ratsvorsitzenden Kirsten Fehrs versprach sie nun, es künftig besser zu machen und schon bald mit den Synodalen die Gespräche nachzuholen, die bereits in Ulm hätten geführt werden können und müssen. Zwar ist die EKD-Synode eigentlich nicht die Instanz, in der einzelne Fälle sexuellen Missbrauchs aufgearbeitet werden. Dafür sind die Landeskirchen zuständig. Wenn aber den Verantwortlichen kurz vor der Tagung einer EKD-Synode deutlich wird, dass die Rolle der Ratsvorsitzenden in den Fokus der Berichterstattung gerät, wird aus einer landeskirchlichen Angelegenheit eben doch auch eine der EKD-Synode. Denn sie hat die Ratsvorsitzende ja schließlich gewählt. Die Ereignisse rund um die Ulmer Treffen waren ganz besondere. Sie

dürften aber nicht allein dafür verantwortlich sein, dass sich viele Synodale nicht in ihrer Bedeutung als Mitglieder eines leitenden Gremiums wertgeschätzt sehen und in die

Zuschauerrolle gedrängt fühlen. Bereits zweimal wurde die 13. Synode der EKD kurz vor der Zusammenkunft im November vor vollendete Tatsachen gestellt. 2022 verabschiedete der Rat die Klimaschutzrichtlinie, die ein Jahr zuvor aus der Synode heraus

initiiert wurde und eigentlich von dieser diskutiert und verabschiedet werden sollte.

In Magdeburg blieb dann nur noch die Möglichkeit, leicht nachzuschärfen. Und auch kurz vor dem Treffen in Ulm wurden die Synodalen bei einem anderen zentralen Thema überrascht, dem Schwangerschaftsabbruch, nämlich von dem Votum des EKD-Rates, der sich auf Anfrage der von der Bundesregierung eingesetzten Kommission für die Herauslösung des Paragraphen 218 aus dem Strafrecht aussprach. Zwar erklärte Kirsten Fehrs, dass dies erst der Beginn einer Debatte sein soll. Doch die wird wohl kaum hinter den offiziell verkündeten Paradigmenwechsel zurückgehen können.

Der Umgang mit der Causa Kurschus durch die Spitzen der EKD hat einen Eindruck verstärkt, der bereits vorher entstand: Das Kirchenparlament wird in unangemessener Weise bei zentralen Entscheidungen und Diskussionen vor vollendete Tatsachen gestellt, die Auseinandersetzung mit den Synodalen offenbar gescheut. Und die haben das überraschend friedfertig hingenommen. Nun soll alles anders werden. Das ist sicher ein guter Vorsatz für das neue Jahr – und darüber hinaus. ◀



Foto: Rolf Zöllner

Bekämpft in der eigenen Gemeinde

Christen jüdischer Herkunft: Warum aktive Erinnerungsarbeit Not tut

MANFRED GAILUS

Nach den rassistischen Kriterien der NS-Machthaber galten Christen jüdischer Herkunft gleichermaßen als „Juden“ wie die, die einer jüdischen Gemeinde angehörten. Wer waren sie im „Dritten Reich“? Und wie wird heute an sie erinnert? Diesen Fragen geht der Berliner Historiker Manfred Gailus nach.

In seinen Erinnerungen hat Pfarrer Willy Oelsner von der Berliner St.-Thomas-Gemeinde seine Ausreise aus Deutschland im Januar 1939 geschildert:

„Langsam und lautlos verließ der komfortable Fernzug den Berliner Ostbahnhof. (...) Am Bahnsteig bildeten die Freunde Spalier, die ganze „Familie“ war da, Mitglieder aus der Gemeinde, Pfarrerkollegen. Es gab eine Flut von Geschenkpaketen durch das geöffnete Zugfenster. Bevor der Zug die Hauptstadt endgültig verließ, hatte er noch dreimal oder öfter an Stationen zu halten, und an jedem Bahnhof wiederholten sich die Szenen, die Leute winkten, griffen nach unseren Händen und sangen Lieder. (...) Die Reise nach Bentheim an der holländischen Grenze verlief ohne Zwischenfälle, außer dass mir ein Mitreisender die Nazizeitung (*Völkischer Beobachter*) anbot, die ich zuerst zornig zurückweisen wollte, aber dann doch annahm. Aus guten Gründen, denn einige Stunden später erschien jener Herr wieder in unserem Abteil, diesmal in Uniform, und verlangte nach unseren Ausweispapieren. Fallstricke in letzter Minute. Nur wenige können sich das Gefühl der Erleichterung vorstellen, als wir nach sechs Jahren der Bedrückung, häufig in Angst um unser Leben, die Grenze in die FREIHEIT passierten.“

Pfarrer Oelsner galt nach NS-Terminologie als „Mischling 1. Grades“. Wie er berichtet, sei er in christlich-protestantischem Geist aufgewachsen. Als er 1932 an die St.-Thomas-Gemeinde kam, genoss er als ehemaliger Frontkämpfer zunächst viele Sympathien. Im Verlauf des Jahres 1933 entschied er sich im beginnenden Kirchenkampf für die Kirchenopposition. Von da ab, so seine Worte, „erbitterter Kampf der

Deutschen Christen gegen mich“. Oelsner wurde bekämpft in seiner Gemeinde, weil er sich der Bekennenden Kirche (BK) anschloss, und er wurde mit extremen Mitteln bekämpft, weil er als „nichtarischer“ Pfarrer galt und damit vogelfrei war. Sein Pfarrerkollege Wilhelm Sawade ließ eine Abhöranlage im Pfarrhaus installieren, um den Kollegen in seiner Wohnung zu belauschen. Im September 1935 wurde auf Beschluss des Gemeindegemeinderats am Pfarrhaus, direkt unter Oelsners Arbeitszimmer, unter Klängen eines SA-Spielmannszuges ein „Stürmerkasten“ angebracht. Während des Pogroms vom November 1938 entging Oelsner den Nachstellungen der SS lediglich, weil er im Krankenhaus lag. Durch Vermittlung des englischen Bischofs George K. A. Bell erhielt er während dieser bedrohlichen Wochen eine Einladung nach England.

Nach den rassistischen Kriterien der NS-Machthaber galten Christen jüdischer Herkunft gleichermaßen als „Juden“ wie Glaubensjuden, die einer jüdischen Gemeinde angehörten. Sie alle sollten aus der proklamierten, rassistisch homogenen deutschen „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen werden. Die Beschaffenheit des Blutes, so lautete die Begründung der NS-Ideologen, ändere sich durch den kirchlichen Akt der Taufe nicht.

Rassistische Kriterien

In den evangelischen Kirchen waren es vor allem die Deutschen Christen (DC), die das böse Geschäft der völkischen Exklusion besorgten: Entlassung von „nichtarischen“ Theologen oder kirchlichen Angestellten; Verweigerung von Taufen übertrittswilliger Jüdinnen und Juden, Ausschluss von Kindern aus „nichtarischen“ Familien von der Konfirmation; zu Kriegszeiten vereinzelt auch die Anweisung, „Sternträger“ nicht zu den Gottesdiensten zuzulassen.

Exakte statistische Erhebungen über den Umfang evangelischer „Nichtarier“ im Deutschen Reich im Jahr 1933 sind nicht vorhanden. Schätzungen sprechen von mehreren hunderttausend Personen. Für die Metropole Berlin mit insgesamt drei Millionen evange-

lischen Christen um 1933 dürfte die Zahl der „Nichtarier“ etwa zwanzig bis dreißig Tausend Personen betragen haben.

Wer waren sie? Gewiss, wir kennen halbwegs die Schicksale einiger betroffener Theologen wie Willy Oelsner, Paul Mendelsson (Dankesgemeinde Wedding) sowie Max Goosmann (Adlershof). Bekenntnispfarrer Willy Süßbach wurde am 2. Mai 1936 unter Anwendung brutaler SA-Gewalt von seiner Dorfpfarrerstelle bei Brandenburg vertrieben. Franz Hildebrandt, zeitweilig Vikar bei Martin Niemöller in Dahlem, emigrierte im September 1937 nach England. Aber es lebten viele Tausende von Betroffenen in der Hauptstadtregion – ihre Namen verlieren sich noch heute in der Dunkelheit geschichtlicher Anonymität und Vergessenheit.

Die Verfolgung kam nicht allein von „draußen“, von den Organen des NS-Regimes, sie kam zugleich von nationalsozialistischen Christen in der Kirche. Joachim Hossenfelder, seit 1931 Pfarrer an der Christuskirche in Kreuzberg und 1. Reichsleiter



Willy Oelsner, Pfarrer an der Berliner St.-Thomas-Gemeinde. 1934 wurde er fast ein Jahr suspendiert.

der DC, verkündete 1933: „Wir wollen uns selbst und unser Volkstum mit gesammeltem Willen und heiligem Blut. Wir ziehen gegen Schmarotzer und Bastarde in den Kampf, als in einen heiligen Krieg, den Gottes heiliger Wille fordert. Die objektive Macht der Rasse bricht durch, wir wissen etwas davon, und wir stellen uns in ihr Licht und in ihren Dienst, wir kämpfen für sie unter dem Zeichen des Hakenkreuzes. Damit bekommt der Glaube eine neue Sinnggebung.“ Sein Pfarrerkollege Siegfried Nobiling (Friedenau) proklamierte auf der 1. Reichstagung der DC Anfang April 1933: Wer Grundgegebenheiten wie Familie, Sippe, Rasse und Volk nicht anerkenne, dürfe nicht Pfarrer werden. Kein „Jude“ oder „Judenstämmling“ solle künftig das Ehrenamt eines Geistlichen oder Gemeindeältesten ausüben. Pfarrer Karl Themel, Leiter der „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin“, betätigte sich seit 1935 als kirchlicher Sippenforscher in nationalsozialistischem Geist und forschte nach „nichtarischen“ Vorfahren in den Kirchenbüchern. Seine Ergebnisse reichte er an Staats- und Parteistellen weiter.

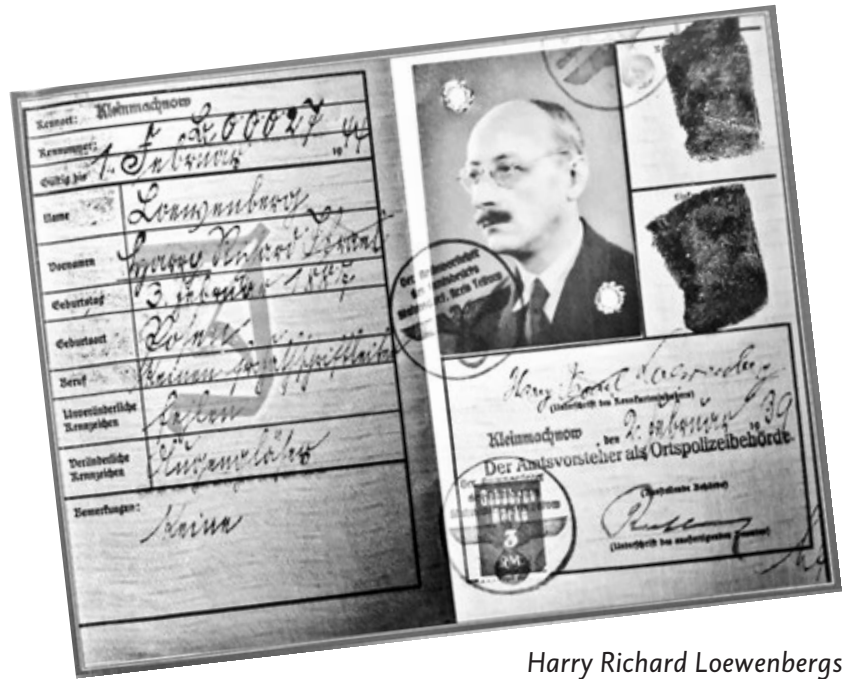
Verzweifelte Schicksale

Martha Kassel praktizierte als Ärztin seit 1925 in Berlin. Die promovierte Medizinerin entstammte einer jüdischen Familie und war in ihrer Jugendzeit getauft worden. Infolge des Berufsbeamtengesetzes verlor sie ihre kassenärztliche Zulassung und wurde faktisch erwerbslos. Die mit ihr befreundete Lehrerin Elisabeth Schmitz schilderte im April 1933 ihren Gemütszustand: Gestern Abend sei Frau Dr. Kassel wieder ganz verzweifelt gewesen. Und sie fragte immer wieder: Warum nur hassen sie uns so, sie könne es nicht verstehen, jemand solle hingehen und fragen. An Auswanderung mag sie nicht denken. Sie sei fassungslos, dass man sie vom „Deutschtum“ trennen wolle, wo sie doch deutsche Literatur, Kunst und Landschaft über alles liebe. Vier Jahre teilte Schmitz ihre Wohnung mit Kassel. Aufgrund einer Denunziation musste sie 1937 die Wohnung verlassen. Nach der Pogromnacht emigrierte Kassel im Dezember 1938 mit ihrem Mann, dem Arzt Max Seefeld, nach Argentinien.

Friedrich Weißler, promovierter Landgerichtsdirektor in Magdeburg, war im März 1933 durch Gewaltaktionen von SA und „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“ aus dem Dienst vertrieben worden. Fortan lebte er mit seiner Familie unter prekären Verhältnissen in Berlin. Als „nichtarischer“

Jurist hatte er keine Berufschancen. Weißler war in früher Kindheit getauft worden und hielt sich in Berlin zur Bekennenden Kirche. 1934 fand er eine Anstellung als Bürokraft bei der 1. Vorläufigen Leitung der Kirchenopposition. Als versierter Jurist war Weißler an den Beratungen einer vertraulichen BK-Denkschrift an Hitler beteiligt. Am 7. Oktober 1936 verhaftete ihn die Gestapo. Die Verhörprotokolle ergaben, dass Weißler einen Entwurf der geheimen Denkschrift an Mittelsmänner übergeben hatte, die sie an die Auslandspresse weiterleiteten. Die BK sah darin einen „Vertrauensbruch“, distanzierte sich von ihm und löste die Arbeitsbeziehung auf. Im Februar 1937 wurde Weißler in das KZ Sachsenhausen überführt. Für die SS-Wachmannschaften galt der bekennende Christ als „Jude“. Binnen einer Woche wurde er zu Tode geprügelt.

Harry Richard Loewenberg entstammte einer jüdischen Familie und hatte sich 1913 im Alter von 26 Jahren taufen lassen. In den 1920er-Jahren gehörte er zu den Chefredakteuren der Zeitschrift *Die Textil-Woche*. Als „Nichtarier“ wurde er seit 1933 in der Redaktion herabgestuft, konnte jedoch als Weltkriegssoldat nicht entlassen werden. 1936 entzog man ihm die eingeschränkte Arbeitserlaubnis vollständig. Wohnhaft in Kleinmachnow im Süden Berlins, besuchte die Familie die BK-Gottesdienste Niemöllers in Dahlem. Mit Helmut Gollwitzer war sie freundschaftlich verbunden. Sein bedrohliches „Kristallnacht“-Erlebnis hat Loewenberg zeitnah aufgezeichnet. In der Nacht vom 10. auf den 11. November stoppte zwei Stunden nach Mitternacht ein Auto vor dem



Harry Richard Loewenbergs Reisepass, datiert vom 2. Februar 1939, mit dem „J“ für Juden.

Haus. SA-Männer klingelten Sturm. Kurz darauf flogen Steine durch nahezu sämtliche Fenster. Zwei Tage nach dem Überfall tauchte Loewenberg unter. Während einer vierwöchigen Odyssee fand er Zuflucht bei Pfarrern der BK. Am Buß- und Betttag, dem 16. November 1938, besuchte er den Gottesdienst Gollwitzers im Gemeindehaus Dahlem: „Ich fand keinen Sitzplatz mehr und musste in der Vorhalle stehen. Eine schwere, gedrückte Stimmung lastete auf der Gemeinde. (...) Pastor Gollwitzer gab den Gedanken, die mich an diesem dunklen Bußtag bewegten, in meisterhafter Weise Ausdruck. Ich habe später diese Predigt, die zu den besten gehört, die ich je vernommen habe, oftmals gelesen, und ich empfand es als ein großes Erlebnis, dass dieser Mann unerschütterlich die Wor-

„In allen diesen Wochen fühlte ich mich wie ein von den Sicherheitsbehörden ... gesuchter Verbrecher.“

te sprach, die der Gemeinde an diesem Tag gesagt werden mussten (...) In allen diesen Wochen fühlte ich mich wie ein von den Sicherheitsbehörden verfolgter u. gesuchter Verbrecher mit dem einzigen Unterschied, dass ich ein reines Gewissen hatte u. wusste, dass man in diesem, von Verbrechern mit verbrecherischen Mitteln regierten Lande mit umgekehrten Maßstäben messen musste.“

Am 28. Mai 1939 verließ Loewenberg Berlin in Richtung England: „As the train was gathering speed, I heard somebody in the next compartment say: ‚Adieu, Berlin. I’ll never see you again!‘ That was true for me too.

BETTINA LIMPERG

„Sind Sie ein Mensch?“

Wie gut, wenn sich manch alte Ordnungen auflösen

Manchmal wendet sich mein Computer vor der Inanspruchnahme digitaler Leistungen mit der Aufforderung „Bitte bestätigen Sie, dass Sie ein Mensch sind.“ an mich. Man muss dann ein Häkchen in ein Kästchen setzen und sich so als Mensch qualifizieren. Regelmäßig löst dieser Vorgang Störgefühle in mir aus. Die Maschine fragt mich, ob ich ein Mensch bin – offenbar in Abgrenzung zu einer (anderen) Maschine, einem Bot vielleicht oder anderen unerwünschten Störern. Mit meiner Antwort behandelt sie mich wie einen Menschen, ohne je etwas Menschliches mit mir zu verbinden. Ich wundere mich auch: Ein Häkchen in einem Kästchen, und schon bin ich ein Mensch? Ich frage mich einerseits, ob man das Maschinen nicht beibringen kann: diese Frage sehen und ein Häkchen in ein Kästchen setzen. Ich frage mich andererseits, ob es ausreicht, auf eine Frage ein Häkchen in ein Kästchen zu setzen, um ein Mensch zu sein?

Die Sache wird nicht besser, wenn ich lese, dass in Zukunft ko-evolutionäre Entwicklungen von Mensch und Künstlicher Intelligenz (KI) erwartet werden, die zu symbiotischen (Lebens-)Gemeinschaften zwischen Mensch und Maschine führen werden. Schon heute scheinen viele Menschen mit ihren Smartphones geradezu verwachsen zu sein, diese vermitteln uns durch ihre Algorithmen gefiltertes Wissen, das wiederum unsere Meinungen und Haltungen beeinflusst, ganz ohne dass wir es merken. Eine ähnliche Frage stellt sich beim Geschlecht. Die Frage nach Henne und Ei, nach Biologie und Prägung, nach Natur und Geist stellt sich auch hier in voller Schärfe: Wann ist ein Mann ein Mann, wann eine Frau eine Frau und wann ist jemand keinem oder einem weiteren Geschlecht zugehörig? Spielt das über-

haupt eine Rolle? Was schließt diese Erkenntnis ein oder aus? Am liebsten würde ich sagen: nichts. Wir sind Menschen und als solche gleich. Punkt.

Wie wenig das wahr ist, zeigt unsere soziale Wirklichkeit. Nach wie vor werden an das Geschlecht hohe Erwartungen und Haltungen aller Art gehängt. Nach wie vor wird das Geschlecht als maßgeblich prägend für Rolle und Tun in der Gesellschaft wahrgenommen. Und nach wie vor werden an biologische oder psychische Zuschrei-

bungen rechtliche Folgen geknüpft. Der Entwurf eines Gesetzes „über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag“, ganz modern mit einem *#SeiDuSelbst* begleitet, wollte die Geschlechteridentität nicht aufheben, aber einen „Wechsel“ erleichtern. Dagegen laufen viele Sturm (*Bild*: „Ein Mal pro Jahr darf jeder sein Geschlecht wechseln“), nicht zuletzt auch Teile der feministischen Community (*Emma*: „Schräges Transgesetz“).

In den christlichen Kirchen finden sich – wie stets – vielschichtige Stimmen. Unter anderem muss das Kirchenrecht entscheiden, ob einem ehemals weiblichen Menschen nach einem Wechsel des Geschlechts die Priesterweihe verwehrt bleiben kann.

„Sind Sie ein Mensch?“: Je länger ich über die Frage nachdenke, desto besser gefällt sie mir. Denn sie löst Geschlechterzuordnungen da auf, wo sie nichts verloren haben, sondern wo alle Menschen einfach gleich sind: vor Gott, vor dem Gesetz, vor der Mitmenschlichkeit. Ja, ich bin ein Mensch! ◀

—
Bettina Limperg ist Präsidentin des Bundesgerichtshofs und Herausgeberin von *zeitzeichen*.



Foto: Anja Köhler

I had spent forty nine years of my life in this city: my childhood, the years of my youth and adulthood, my work and my family, the time of my first ardent love of my wife, the births and growing up of the children, all this was contained in the word ‚Berlin.‘”

Im November 2002, mithin 57 Jahre nach Kriegsende, hielt Bischof Wolfgang Huber zum Buß- und Bettag in der Zehlendorfer Pauluskirche eine Predigt, die dem Gedenken an die Schicksale von Christen jüdischer Herkunft gewidmet war. Er knüpfte dabei an Gollwitzers Bußtagspredigt von 1938 in Dahlem an. Huber beklagte die damals erwiesene unchristliche Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber der Taufe und die fehlende Solidarität mit den verfolgten „Nichtariern“. Auch die BK habe damals versagt. Nur Einzelne wie Dietrich Bonhoeffer, Elisabeth Schmitz, Martin Albertz oder Heinrich Grüber seien damals mutig hervorgetreten. Huber schilderte auch das unheilvolle Treiben der DC, namentlich die Sippenforschungen Pfarrer Themels, und resümierte: „Wir klagen uns an, dass die Leitung unserer Kirche sie (die „Nichtarier“) nicht geschützt und unsere Gemeinden sie nicht geborgen haben. Wir erinnern uns zugleich an die Menschen, die damals versucht haben, dem Rad in die Speichen zu greifen. Es waren wenige und es geschah spät.“ Huber rief die Kirche zu aktiver Erinnerungsarbeit auf.

Zu Tode geprügelt

Ein kirchlicher Arbeitskreis machte sich seit 2003 an die Arbeit und wies in einer Publikation die Namen von über 300 evangelischen „Nichtariern“ nach, die während der Kriegsjahre in den Osten deportiert wurden. Diese Forschung war eine anerkennenswerte Initiative. Aber die Hauptstadtkirche ist damit nicht von der bleibenden Verpflichtung enthoben, diese schwer lastende Problematik durch höheren Ressourceneinsatz und professionelle Forschung anzugehen. Viele andere Landeskirchen sind hier in der Aufarbeitung längst weiter. Für die meisten der 150 Kirchengemeinden der einstigen Reichshauptstadt ist bis heute unbekannt, wie viele „Nichtarier“ ihnen angehörten, wie ihre Namen lauteten und welches Schicksal sie erlitten. Dies wäre Voraussetzung, um ihrer auf Namenstafeln zu gedenken und durch Stolpersteine an sie zu erinnern. Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz steht hier in einer seit langem überfälligen Bringschuld. ◀

Die Welt in einer Nussschale

Der Weltgebetstag 2024 aus Palästina lädt ein zum gemeinsamen Gebet in Kriegszeiten

SIMON KUNTZE

Die Menschen in Israel haben einen Terroranschlag erlebt, der darauf zielte, so viele Juden wie möglich zu ermorden und den Staat Israel zu vernichten.

Dieser neue Ausbruch der Gewalt und das Leiden in der Region verändern auch die Situation, in der der Weltgebetstag der Frauen gefeiert werden wird.

Simon Kuntze, evangelischer Theologe und Nahostreferent im Berliner Missionswerk, beschreibt die Schwierigkeiten.

Der ökumenische Weltgebetstag (WGT) der Frauen wird jedes Jahr von Frauen aus einem anderen Land vorbereitet. Frauen aus diesen Ländern schreiben die Liturgie des Gottesdienstes in ihrer Sprache. Und das internationale Komitee veranlasst die Übersetzungen. Die Länderkomitees kümmern sich um die Umsetzung in ihren Ländern. Manche, wie in Deutschland, stellen Begleitmaterial zur Verfügung. In den einzelnen Gemeinden, Dekanaten und Kirchenkreisen bemühen sich Beauftragte um die inhaltliche Vorbereitung und die Durchführung der Gottesdienste. Dann, jeweils am ersten Freitag im März, in zeitlicher Nähe zum internationalen Frauentag am 8. März, finden diese Gottesdienste weltweit statt. Ein gemeinsames Gebet geht um die Welt, ein Gottesdienst wird an einem Tag international gemeinsam gefeiert – ein Zeichen der ökumenischen Verbundenheit der Christen und der Menschen verschiedener Länder; die Umsetzung lebt vom Engagement vieler, die in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen ihr Christentum und die Botschaft Jesu Christi leben.

„Ertragt einander in Liebe“ lautet das internationale Motto des Weltgebetstages aus Palästina, der am 1. März 2024 weltweit gefeiert werden soll. Bereits um den Titel gab es in Deutschland im Juni 2023 Diskussion. Das deutsche Weltgebetstagskomitee in Stein (Landkreis Fürth) entschied, dass dieser vom internationalen Komitee vorgegebene Bibelvers ungeeignet sei, und wählte einen anderen

Halbvers aus demselben Bibelabschnitt als Motto: „Das Band des Friedens.“ Bei manchen Aktiven in den Kirchengemeinden sorgte diese Entscheidung für Ratlosigkeit. Denn die vorgesehene Liturgie aus Palästina nahm auf das ursprüngliche Motto mehrfach Bezug, so dass nun Titel und Ablauf des vorbereiteten Gottesdienstes nicht mehr recht passten.

Auf Nachfrage wurde die Änderung damit begründet, dass der ursprüngliche Titel missverstanden werden könne als Appell an die Palästinenser*innen, ihre Situation schlicht zu ertragen und sich endlich nicht mehr zu wehren. Bereits bei dieser Diskussion zeigte sich: Es wird kompliziert, ganz sicher komplizierter als bei den WGT aus anderen Ländern.

Komplizierte Lage

An wen richtet sich der Appell aus dem Epheserbrief in diesem neuen Zusammenhang der Weltgebetstagsliturgie für das Jahr 2024? Diese Frage wird im Zusammenhang Israel-Palästina sehr schnell sehr direkt auf die politische Situation in Nahost und den Konflikt zwischen jüdischen Israelis auf der einen und christlichen und muslimischen Palästinensern oder arabischen Israelis heruntergebrochen und so leider auch ihrer Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit beraubt. Wo jedes geistliche Wort zur politischen Standortbestimmung wird, die falsch oder richtig ist, verkommt jeder Gottesdienst rasch zu einem Streitobjekt.

Palästina – an dem Wort kleben wie Pech und Schwefel Assoziationen von Krieg, Besatzung, Terror und Antijudaismus. Dennoch gibt es in Deutschland wie überall in Europa viele gutwillige Palästinafreunde, die aber selber meist dieses Land einzig als Problemfall wahrnehmen, dem zu helfen ist, oder das es zu retten gilt – in der Regel vor dem Aggressor Israel. Den einen gilt deshalb diesem Land ihre unbedingte Solidarität. Die anderen nehmen das Wort Palästina nicht einmal in den Mund.

Die Unbedingtheit der Auseinandersetzungen sowohl in Israel-Palästina selbst als

auch in der diese beiden Völker umgebenden Welt hat auch mit dem kollidierenden Opferstatus dieser beiden Nachbarn und Gegner zu tun. Wer für Israel eintritt, tritt meist nicht nur für das selbstverständliche Recht ein, den eigenen Staat zu erhalten und mit Gewalt gegen Gegner zu schützen; sondern zudem gegen den Antisemitismus, der sich in der massiven Gewalt der Hamas Bahn bricht. Und wer für das selbstverständliche Menschenrecht der Palästinenser eintritt, sich frei bewegen zu dürfen, nicht länger unter einer Besatzung leben zu müssen, und wenn unter einer Besatzung, dann nicht benachteiligt und drangsaliert, der findet sich in einem Diskursraum wieder, in dem es nicht allein um das allgemeine Völkerrecht geht, sondern daneben auch um westlichen Kolonialismus und die Legitimität eines jüdischen demokratischen Staates im Nahen Osten.

So findet gerade in der Wahrnehmung vieler nicht einfach ein Krieg zwischen zwei Völkern statt, die um Land und Ressourcen und die Möglichkeit zu einem guten Leben streiten – es geht um weit mehr, um Rassismus und Genozid, Antisemitismus und Apartheid, Kolonialismus und Völkerrecht; das Leiden und die Ungerechtigkeit der Welt in einer Nussschale. Die Gespräche zum Konflikt und Krieg in Israel-Palästina sind oft klischiert und überraschungsfrei. Sie werden meist mit einer Vehemenz geführt, die keine sensible Argumentation mehr zulässt.

Die Gespräche zum Krieg in Israel-Palästina sind klischiert und überraschungsfrei.

In Deutschland ist die Diskussion besonders sensibel, immer vor dem historischen Hintergrund der durch Deutsche verantworteten Shoah. Der Vorstand des WGT-Komitees in Deutschland erfährt gerade die Schärfe der Diskussion um Israel, Palästina und die besondere deutsche Verantwortung gegenüber dem Staat Israel. Nach dem 7. Oktober wurde neu auf die Texte der Liturgie selbst und auf das für den deutschen WGT zur Verfügung gestellte Vorbereitungsmaterial geblickt. Die



Menschen in Israel haben einen Terroranschlag erlebt, der darauf zielte, so viele Juden wie möglich zu ermorden und den Staat Israel zu vernichten. Dieser neue Ausbruch der Gewalt, das Leiden in der Region und das Aufleben eines eliminatorischen Antisemitismus verändern auch die Situation, in der der WGT vorbereitet und gefeiert werden wird. Eine Diskussion dazu ist notwendig. Überrascht hat jedoch, dass anscheinend zwischen dem deutschen WGT-Vorstand und den Frauen aus Palästina, die die Liturgie vorbereitet haben, kein Gespräch stattfand, um sich über die notwendigen Schritte abzustimmen.

Die Leiterin des palästinensischen Weltgebetstagskomitees und Pfarrerin der Evangelisch-Lutherischen Kirche Jordaniens und des Heiligen Landes (ELCJHL), Sally Azar, versandte am 15. November einen öffentlichen Brief an den Vorstand des deutschen WGT-Komitees: „Gestern wurden wir darauf aufmerksam, dass das Deutsche Weltgebetstagskomitee eine Erklärung auf

Treffen sowohl in Jerusalem als auch online mit verschiedenen Weltgebetstag-Gruppen aus Deutschland und dem Nationalkomitee stattgefunden haben. In all unseren Diskussionen wurde nie von problematischen Punkten in der Gebetsordnung gesprochen; alle haben sie befürwortet und unterstützt. Es ist enttäuschend zu erfahren, dass plötzlich alles anders interpretiert wird.“

Verletzte nationale Würde

Was war passiert? Das deutsche WGT-Komitee hatte sich dazu entschlossen, das deutsche Begleitmaterial zum WGT, das teilweise für Ungenauigkeiten und implizite Antisemitismen kritisiert wurde, zu überarbeiten; die Liturgie sollte nach der geänderten Lage seit den Anschlägen der Hamas und dem Krieg in Israel-Palästina neu bedacht werden; das Bild zum WGT der Künstlerin Halima Azar wurde erst einmal zurückgezogen, nachdem Vorwürfe laut wurden, dass die Künstlerin sich unterstützend zu dem Massaker der Hamas geäußert habe. All dies waren richtige und nachvollziehbare Schritte. Auch wenn nicht alle eilig geäußerte Kritik verständlich war. Wie zum Beispiel die am Motiv des Schlüssels im WGT-Bild von Halima Aziz. Die Erinnerung an die Nakba, die Vertreibung von 750 000 Palästinenser*innen 1948 und die Sehnsucht nach Rückkehr, wie sie durch die Schlüssel auf dem Bild zum Ausdruck kommt, gehört für die meisten Palästinenser*innen zu ihrer Identität. Dies ist zunächst nicht Ausdruck von Antisemitismus, sondern von verletzter nationaler Würde.

Richtig ist jedoch, dass diese Erinnerung an eine verlorene Heimat und das Beharren auf Rückkehr einer versöhnlichen Haltung im Weg stehen kann. In Deutschland erinnern sich manche noch an die Diskussion um die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg; ihr Anspruch auf ihre frühere Heimat in Schlesien und Pommern machte lange eine Versöhnung zwischen Polen und Deutschland sehr schwer. Es war damals ein befreiendes kirchliches Wort – die sogenannte Ostdenkschrift der EKD von 1965 –, das einen Weg für eine neue Ausrichtung der deutschen Politik bahnte und letztlich zu einer entspannteren und versöhnlicheren Beziehung zwischen Polen und Deutschen beitrug. Nun ist die Situation der Palästinenser nicht gut vergleichbar mit der Situation der deutschen Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Palästinenser*innen haben keinen Angriffskrieg gegen ihre Nachbarländer geführt. Sie haben keine Schuld auf sich geladen, die ihre Vertreibung gerechtfertigt hätte. Aber sie stehen vor einer ähnlichen Aufgabe: Wie kann trotz und mit der Erinnerung an dieses Leid das Verhältnis zum Staat Israel und zu den jüdischen Israelis entspannt werden – um des Friedens und des sicheren Zusammenlebens willen?

Israel auf der anderen Seite ist kein kolonialistischer Staat, der eine Bevölkerungsgruppe auf Grund einer rassistischen Motivation benachteiligt – er ist in diesem Sinne kein Apartheidsstaat. Der jüdische Staat Israel hätte die vergangenen Jahre wohl nicht überstanden, wenn er sich nicht gegen die Angriffe der arabischen Nachbarstaaten und der Palästinenser zur Wehr ge-

„Es ist enttäuschend zu erfahren, dass plötzlich alles anders interpretiert wird.“

seiner Website veröffentlicht hat, in der das Komitee beschlossen hat, das Programm des Weltgebetstags 2024 für Palästina aufgrund ungenannter Bedenken hinsichtlich des Antisemitismus zu überarbeiten. Wir sind überrascht und bestürzt über diese Entscheidung, insbesondere wenn man bedenkt, dass seit Jahresbeginn mehrere Veranstaltungen und



Christen und Christinnen feiern an Himmelfahrt 2023 gemeinsam Gottesdienst auf dem Ölberg.

Palästinenser*innen unter der israelischen Besatzung zur Sprache kommt; andere erkannten in der Liturgie Theologumena, die anti-jüdische Topoi aufnahmen.

Die Gefahr des theologischen und denkerischen Kurzschlusses führte damals wie heute zu Debattenengpässen, durch die kaum einer mehr die furchtbare menschliche Situation in Israel und Palästina wahrnahm. Das ist vielleicht die größte Tragik an diesem Konflikt: dass es relativ leicht zu fallen scheint, rechthaberische Meinungsartikel zum Nahostkonflikt zu schreiben; aber dass es so schwer ist, schlicht mitzuleiden mit den Menschen, die in der Westbank und im Gazastreifen schon lange unter schwierigen Bedingungen leben; und ebenso mitzuleiden mit den Menschen in Israel, deren Sicherheit seit Jahrzehnten durch Terroranschläge und Raketenangriffe bedroht ist. Denn jedes Mitleiden scheint daneben auch politische Positionierung zu sein.

So werden viele angesichts der Trauer um die Tausenden Toten sprachlos oder vorwurfsvoll. Diese Sprachlosigkeit erleben wir hier in Deutschland. Doch sie ist in extremer Form auch in der Kriegsregion gegeben.

In Israel wurden über 50 Personen als Sympathisanten einer Terrororganisation inhaftiert, weil ihre Posts in den sozialen Medien so verstanden werden könnten,

Die Gefahr des theologischen und denkerischen Kurzschlusses führt zu Debattenengpässen.

dass sie den Terroranschlag der Hamas gutheißen. Israelische Siedler greifen seit dem 7. Oktober verstärkt palästinensische Dörfer an und vertreiben Einwohner. Die israelische Menschenrechtsorganisation „Yesch Din“ berichtete von 225 Angriffen gegen 93 palästinensische Gemeinschaften in dieser Zeit. Aber auch gewaltbereite Palästinenser attackieren regelmäßig israelische Sicherheitskräfte und Siedler.


In der Westbank gab es bereits vor dem Krieg eine starke „Anti-Normalisierungskampagne“ in der palästinensischen Gesellschaft, die gegen jede Form des Dialogs zwischen jüdischen Israelis und Palästinensern stritt. Mittlerweile ist diese Haltung allgegenwärtig. Dort erfordert es Mut, of-

fen Position für den Dialog mit jüdischen Israelis zu beziehen. Es führte bereits zu Drohungen gegenüber einem Lehrer in den sozialen Medien, der im Unterricht den Namen des Staates Israel nannte und somit sein Existenzrecht anerkannte. Auch ein in der Westbank geplantes Gedenken an alle getöteten Zivilisten in diesem Krieg führte zu Protesten, weil damit auch Israelis als zivile Opfer anerkannt werden – sie dürfen und sollen jedoch nur als Aggressoren benannt werden. Das Gedenken für alle Opfer wurde von den palästinensischen Behörden vor Ort schließlich unterbunden.

Ermahnung zur Toleranz

„Miteinander reden“ ist in diesen Kriegzeiten wichtig. In Israel und besonders in Palästina gibt es dafür aktuell hohe Hürden und auch Risiken. Die Menschen, die in der Region für den Dialog engagiert sind, fragen deshalb nach internationaler Unterstützung bei dem weiterhin bestehenden regionalen Engagement für Versöhnung. Allein, so sagen Engagierte wie Regula Alon von der israelischen Friedensorganisation Women Wage Peace oder die palästinensische Friedensaktivistin Sumaya Farhat-Nasser, ist diese Aufgabe nicht zu lösen.

Die Vorbereitung des WGT bringt Menschen weltweit dazu, miteinander über ihren Glauben, ihre Werte und ihre Hoffnungen zu sprechen. Der WGT kann eine wichtige Rolle dabei spielen, dass Menschen sich trotz ihrer unterschiedlichen Erfahrungen und Lebenszusammenhänge besser verstehen. Vielleicht auch begreifen, was sie aneinander nie ganz verstehen werden. Es wäre tragisch, wenn der Weltgebetstag 2024 in Erinnerung bleibt als spaltendes Moment für Christen.

„Ertragt einander in Liebe“. Der Autor der Zeilen dachte nicht daran, bei jüdischen Israelis und christlich-muslimischen Palästinensern um ein friedvolles Miteinander zu werben. Im Epheserbrief wurden zunächst einmal die Christen in Ephesus zu solcher Toleranz untereinander ermahnt. Wie Christen einander mit ihren verschiedenen Haltungen und Erfahrungen ertragen können, wird der Weltgebetstag 2024 zeigen. Und so auch, ob er ein Zeichen des Friedens setzt, oder einzig den Konflikt im sogenannten Heiligen Land spiegelt. 

setzt hätte. Das Sicherheitsinteresse Israels legitimiert jedoch nicht das Unrecht, das Palästinenser*innen in der Westbank widerfährt. So lange die Westbank durch Israel besetzt bleibt, trägt der Staat Israel auch die Verantwortung für das Wohlergehen und die Sicherheit der Menschen in diesem Landstrich. Dieser Verantwortung kommt die israelische Regierung aktuell nicht nach.

Die aktuelle Situation in Israel und Palästina kann, soll und wird in den Kirchengemeinden weltweit zur Sprache kommen. Deshalb war der Stopp des deutschen Vorbereitungsmaterials nachvollziehbar. Dass er anscheinend nicht mit den Frauen in Palästina abgestimmt war, ist jedoch bedauerlich. Mittlerweile gibt es Gespräche zwischen dem deutschen und dem palästinensischen Weltgebetstagskomitee. Das deutsche Komitee trägt die Verantwortung für die Vorbereitung der Gottesdienste in Deutschland. Dazu gehört auch, durch vorbereitendes Material und die Begleitung durch Workshops und Gespräche dafür zu sorgen, dass die Gemeinden und Kirchenkreise in den Stand gesetzt werden, die komplizierte Thematik des Nahostkonfliktes einzuordnen, und nicht den kurzschlüssigen und sehr einseitigen Argumentationen zu folgen, die es mittlerweile auch in die Tagespresse schaffen.

Diese Aufgabe ist herausfordernd. Das liegt nicht allein am Krieg, der am 7. Oktober 2023 begann. Auch zum WGT 1994 aus Palästina gab es sehr ähnliche Diskussionen um die Liturgie, die Frauen aus Palästina vorbereitet hatten. Auch damals ging es manchen darum, dass das Leiden der

Wie hältst du's mit methodischer Sorgfalt?

Die bisherige Kritik an der Auswertung der 6. KMU ist verfehlt

FRIEDERIKE ERICHSEN-WENDT/JOHANNES WISCHMEYER/EDGAR WUNDER

Im Dezember erschien die mit Spannung erwartete sechste Untersuchung von Kirchenmitgliedschaft (6. KMU). Drei namhafte Theolog:innen kritisierten die Methodik und Grundannahmen der Studie gleich am Tage des Erscheinens in *zeitzeichen*. Ihnen widersprechen nun EKD-Verantwortliche für den Auswertungsband, zwei Theolog:innen und ein Soziologe, entschieden.

Die von Anselm et al. in der Dezember-Ausgabe von *zeitzeichen* vorgetragene Argumentation gegen die sechste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (6. KMU) lautet kurz gesagt so: Die veröffentlichten Befunde seien „fatal“ für notwendige Reformanstrengungen der Kirche, weil sie zu einem resignativen Rückzug auf ein immer kleiner werdendes Milieu von Hochreligiösen führen könnten, um weiter „in den vertrauten Formen“ arbeiten zu können.

Deshalb sei eine Umdeutung der Befunde zu empfehlen, um zu dem Ergebnis zu gelangen, dass die Religiosität entgegen den Erkenntnissen der 6. KMU gar nicht abnehme, sondern sie lediglich ihre Form verändere. Das wird dadurch erreicht, indem der 6. KMU religionstheoretische „Vorannahmen“ unterstellt werden, die ihre Ergebnisse determiniert hätten. Unter Berufung auf „methodische Redlichkeit“ wird schließlich implizit angeraten, Befunde der 6. KMU zu ignorieren und stattdessen bei Annahmen zu bleiben, die nach Meinung der Autor:innen kirchenpolitisch opportunistisch seien.

Manipulativ überformt

Dagegen ist einzuwenden: *Erstens* sollen unsere Wünsche, was wir für ein kirchenpolitisch opportunes Ergebnis halten, keinen Einfluss auf die tatsächlichen Ergebnisse einer empirischen Studie haben. Sonst lügen wir uns selbst in die Tasche! Die Analyse und Interpretation der Daten darf nicht durch eigene kirchenpolitische

Vorstellungen manipulativ überformt werden. Vielmehr gilt es, sich schonungslos der sozialen Realität zu stellen. Welche kirchenpolitischen Handlungsoptionen aus Befunden erwachsen, ist erst in einem zweiten, davon strikt unabhängigen Schritt zu fragen; es darf nicht bereits in die Analyse und Interpretation von Daten mit einfließen. Anselm et al. vermengen diese beiden Ebenen.

Zweitens folgt aus den Befunden der 6. KMU nicht, dass die Kirche weiter „in den vertrauten Formen arbeiten“, sich auf ein kleines hochreligiöses Milieu zurückziehen oder resignieren sollte. Sol-

Die Methodik der KMU wird von Anselm et al. unzutreffend und irreführend dargestellt.

che Schlussfolgerungen werden in der 6. KMU an keiner Stelle gezogen. Alle, die die Studie selbst gelesen haben, wissen, dass die Überlegungen der 6. KMU zu kirchlichen Handlungsoptionen, die an die Befunde anschließbar sind, in eine genau gegenteilige Richtung gehen und auf innovative Reformprozesse mit möglichst großer gesellschaftlicher Reichweite hinauslaufen.

Drittens hat die 6. KMU die von Anselm et al. unterstellten theoretischen „Vorannahmen“ in Wirklichkeit gar nicht getroffen. Die empirischen Ergebnisse der 6. KMU hätten auch ganz anders ausfallen können und wurden nicht durch „Vorannahmen“ quasi vorweggenommen. Leider muss konstatiert werden, dass die konkrete Methodik der 6. KMU von Anselm et al. in vielfacher Weise unzutreffend und irreführend dargestellt wird. Gleichzeitig sind die von Anselm et al. vorgeschlagenen „alternativen“ Auswertungen mit einschlägigen methodischen Standards empirischer Sozialforschung so nicht vereinbar. Das wird nachfolgend anhand von Beispielen belegt. Es geht also nicht nur um eine andere „Lesart“ oder „Deutung“ an sich unstrittiger

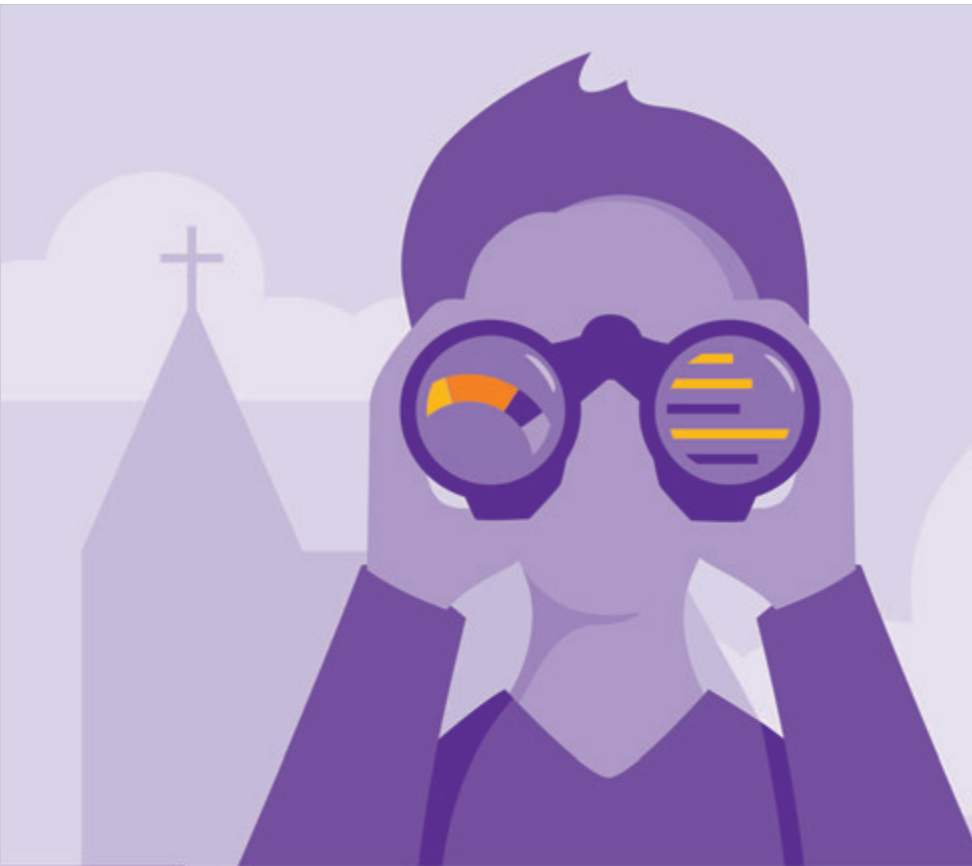
Daten, sondern darum, was methodisch korrekt oder fehlerhaft ist.

Anselm et al. behaupten *viertens*, alle Fragen der KMU seien vom KMU-Beirat entworfen worden, „um das Verhältnis von Menschen zur Kirche zu erkunden, nicht um daraus ein Panorama der Religiosität von Menschen zu gewinnen“. Ausführungen zur Religiosität seien erst im Nachhinein anhand von dafür gar nicht entwickelten Items getroffen worden. Das ist nachweislich falsch. Tatsächlich war es von vornherein das Anliegen der Konzeption der 6. KMU, verschiedene Dimensionen von Religiosität umfassend zu erheben und sich nicht nur auf Kirchlichkeit zu beschränken. Dazu wurde eine eigene Arbeitsgruppe „Religiosität“ eingesetzt, die eine sehr große Zahl von möglichen Fragestellungen zur Erfassung von Religiosität erarbeitete. In einem methodisch aufwändigen Prozess (unter anderem Interviews mit 124 repräsentativ ausgewählten Befragten in einem Vortest) wurden sie auf ihre Verständlichkeit und Tauglichkeit geprüft und in einem transparenten Auswahlverfahren vom wissenschaftlichen Beirat der KMU schließlich im Konsens in den Fragebogen aufgenommen.

Antwortmuster der Religiosität

Insofern kann keine Rede davon sein, die erfolgte Typenbildung der Religiosität sei nicht geplant gewesen oder anhand von Fragen erfolgt, die ursprünglich für diesen Zweck nicht entwickelt worden seien. Bereits im Vortest als ungeeignet erwiesen sich allerdings unspezifische Aussagen der Art, wie sie jetzt wieder von Anselm et al. vorgeschlagen werden (zum Beispiel „Es gibt mehr zwischen Himmel und Erde, als wir erfassen können“), weil sie bei vielen Befragten Unverständnis („Was meinen Sie damit?“) oder Antwortverweigerungen („Kann ich nicht sagen“) erzeugten.

Die Zahl der im endgültigen Fragebogen verbleibenden Items im Assoziationsfeld von Religiosität war immer noch sehr hoch (etwa 100). In den Antworten auf



Wie hältst du's mit der Kirche?

Zur Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft

Erste Ergebnisse der
6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung

EKD
Evangelische Kirche
in Deutschland

Gleich nach Erscheinen heftig umstritten: die ersten Ergebnisse der 6. KMU.

diese Fragen wurde *ergebnisoffen* mit etablierten statistischen Verfahren nach Strukturmustern gesucht: Was hängt empirisch mit was zusammen? Es zeigte sich, dass es bei den Befragten ein Antwortmuster gab, das Formen der Religiosität miteinander verband, die typischerweise im Sozialraum der Kirchen auftreten („kirchennahe Religiosität“), sowie ein anderes Antwortmuster, bei dem Befragte Zustimmung zu verschie-

denen konkreten Aussagen kombinierten, die inhaltlich als „kirchenferne Religiosität“ eingeordnet werden können. Keinerlei „religionstheoretische“ oder gar „säkularisierungstheoretische“ Annahmen flossen dabei ein. Es hätten sich bei diesem methodischen Vorgehen auch andere Antwortmuster ergeben können.

Aus jeweils fünf Items, die nach diesem empirischen Befund statistisch im Zentrum

dieser Antwortmuster standen, also das Vorliegen von „kirchennaher“ beziehungsweise „kirchenferner“ Religiosität am besten anzeigten, wurden Indices gebildet. Die daraus abgeleiteten „Religiositätstypen“, die kirchennahe und kirchenferne Religiosität in unterschiedlicher Weise miteinander kombinieren, wurden durch das statistische Verfahren der Clusteranalyse empirisch ermittelt – und nicht, wie Anselm et al. fälschlich behaupten, durch Faktorenanalysen, religionstheoretische Setzungen oder eine Übernahme aus einer anderen Studie (was im Übrigen schon in sich widersprüchliche Behauptungen sind).

Konkret wird dann von Anselm et al. zum Beispiel kritisiert, dass unter anderem die Zustimmung zur Aussage „Ich glaube, dass es einen Gott gibt, der sich in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat“ in den Index für „kirchennahe Religiosität“ mit eingeflossen ist, weil „vermutlich auch nicht alle kirchlichen Haupt- und Ehrenamtlichen ihre Glaubensvorstellung so formulieren würden“. Der empirische Befund ist aber: 95 Prozent der Kirchlich-Religiösen stimmten dieser Aussage zu, damit ist sie ein hervorragender Indikator für kirchennahe Religiosität. Dass dies „nicht alle“ tun oder die Formulierung möglicherweise nicht den theologischen Ansprüchen von Anselm et al. genügt, kann in einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage kein Kriterium sein.

Subjektive Realität

In ähnlicher Weise wird dann bei der „kirchenfernen Religiosität“ von Anselm et al. moniert, dass darin unter anderem Items zu „parareligiösen Vorstellungen“ mit eingegangen sind. Wiederum gilt: Wenn sich empirisch zeigt, dass diese Items das Vorliegen kirchenferner Religiosität gut indizieren (und das war der empirische Befund, keine theoretische Setzung), dann ist dies hinzunehmen, weil es der subjektiven Realitätskonstruktion der Befragten entspricht.

Übersehen wird bei der Argumentation von Anselm et al. auch, dass diese Items gar nicht den Anspruch haben, für das theoretische Konstrukt „individualisierte Religiosität“ zu stehen, denn „individualisiert“ kann Religiosität sowohl in kirchennahen wie kirchenfernen Kontexten sein. Wenn heute nur noch fünf Prozent der Kirchenmitglieder von sich sagen „Ich bin gläubiges Mitglied der Kirche und fühle mich mit ihr eng verbunden“, während die restlichen

95 Prozent individualisierten Formen der (Nicht-)Religiosität zuneigen, dann liegt als Schlussfolgerung nahe: Religiosität, wenn sie auftritt, zeigt sich heute fast nur noch in individualisierter Form. Insofern ist die Gegenüberstellung von „individualisierter“ versus „institutionalisierter“ Religiosität anachronistisch, sie ist heute kein strukturprägendes Merkmal mehr und trat insofern auch bei unserer empirischen Suche nach Strukturmustern heutiger Religiosität nicht mehr zutage.

Das liegt sicher nicht daran, dass verschiedene konkrete Erscheinungsformen „individualisierter“ Religiosität untereinander nicht korrelieren würden, wie Anselm et al. vermuten. Durch die Aussage „Wer ein religiöses Gefühl beim Spaziergang durch den Wald hat, muss noch lange nicht an Wahrsagerei glauben“, wollen sie dies plausibilisieren – ohne es empirisch überprüft zu haben. Nach den KMU-Daten gibt es aber sehr wohl einen hochsignifikanten statistischen Zusammenhang zwischen der Zustimmung zu „Es gibt Menschen, die durch Wahrsagen die Zukunft wirklich voraussehen können“ und „Bei manchen Naturerlebnissen hatte ich schon das Gefühl, eine heilige Macht zu spüren“. Damit ist die Annahme von Anselm et al. anhand ihres eigenen Beispiels empirisch widerlegt. Auch im kirchenfernen Bereich korrelieren verschiedene Formen von Religiosität positiv miteinander. Aus theoretischer Sicht ist dies auch nicht besonders erstaunlich, weil die „Individualisierung“ sich durch das individuelle Kombinieren von Elementen aus verschiedenen religiösen Traditionen auszeichnet, auch „Bricolage“ genannt. Das Kombinieren führt zu positiven Korrelationen.

Sehr wohl differenziert

Unzutreffend ist *fünftens* die Behauptung, die 6. KMU hätte nicht zureichend zwischen Religiosität und Kirchlichkeit unterschieden. Es wurde hier sehr wohl differenziert, jedoch zeigte sich empirisch (übrigens auch schon 2012 in der 5. KMU), dass es einen starken positiven Zusammenhang zwischen Religiosität und Kirchlichkeit gibt. Das ist einfach als empirisches Faktum zur Kenntnis zu nehmen und liegt nicht allein daran, was die Befragten selbst unter dem Begriff „religiös“ verstehen, weil er in vielen Fragestellungen gar nicht enthalten war. Anselm et al. schreiben: „Phänomene individualisierter Religiosität betreffen zu erheblichen

Teilen solche Personenkreise, die mit kirchlich geprägter Religiosität wenig anfangen können“. Die KMU zeigt jedoch: Die „erheblichen Teile“ sind Minderheiten, und die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von (auch „individualisierter“) Religiosität ist bei „kirchlich Geprägten“ viel höher als bei Kirchenfernen.

Um dem entgegenzutreten, verwenden Anselm et al. das Kriterium, ob unter insgesamt neun recht heterogenen Aussagen „mit Transzendenzbezügen“ zumindest eine zustimmend beantwortet werde. Das ist ein methodischer Fehlgriff, weil es zur Akkumulation von Messfehlern führt. Bei einer empirischen Befragung darf nicht davon ausgegangen werden, dass immer alle Fragen „korrekt“ im Sinne der Intention der Forschenden beantwortet werden. Ein gewisser Teil der Antworten ist immer durch Missverständnisse, abweichende Verständnisse der Fragestellung oder andere Gründe für fehlerhaftes Ankreuzen geprägt.

Bei der Auswertung eines einzelnen Items ist dies oft unproblematisch, weil diese „Messfehler“ in unterschiedliche Richtungen gehen können und sich somit oft ge-

Religiosität ist bei „kirchlich Geprägten“ viel höher als bei Kirchenfernen.

genseitig ausmitteln. Besser ist es allerdings, einen Mittelwert aus einer größeren Zahl von Items zu bilden, die Ähnliches erfassen, weil so eventuellen Antwortfehlern bei einzelnen Items kein so großes Gewicht mehr beikommen kann. Fatal ist aber die von Anselm et al. gewählte Methode: Tritt nur bei einem einzigen der insgesamt neun Items ein Messfehler in die Ja-Richtung auf, wird dies bereits als Beleg für „individualisierte Religiosität“ gewertet, wobei dann völlig ignoriert wird, was die Befragten bei den anderen acht Items geantwortet haben. Ein solches Vorgehen ist methodisch hochgradig fragwürdig und schwebt in der Gefahr, hauptsächlich Messfehler statt „individualisierte Religiosität“ zu erfassen.

Hinzu kommt noch, dass diese Methode in keiner Weise in der Lage ist, irgendeine Aussage darüber zu treffen, ob Religiosität (egal ob „individualisiert“ oder nicht) im Zeitverlauf nun zurückgeht oder nicht. Dazu wäre ein Vergleich zwischen zwei Zeitpunkten notwendig, den Anselm et al.

aber nirgends vornehmen. Auch unter den von ihnen selbst als geeignet angesehenen Items sind Zeitvergleiche teilweise möglich, und diese ergeben ausnahmslos für die letzten beiden Jahrzehnte eine Abnahme der so erfassten Religiosität. Zeitvergleiche sind entscheidend für Urteile über Zu- oder Abnahme, nicht die Religiositätstypologie oder abstrakte Diskussionen, was man unter „Religion“ verstehen wolle. Hier helfen auch Verweise nicht weiter, dass vielleicht „qualitative Methoden“ besser wären als quantitative Datenanalysen – denn eines können qualitative Methoden bei allen sonstigen Vorzügen nicht: Zuverlässige Aussagen dazu treffen, ob etwas im Zeitverlauf zu- oder abgenommen hat, dazu fehlt es ihnen an Standardisierung und Repräsentativität. Der methodische Zugang der 6. KMU ist angemessen, wenn eine empirische Antwort auf die Frage gefunden werden soll, ob Religiosität in den letzten Jahren in Deutschland abgenommen hat oder nicht.

Theoretisch oder empirisch?

Unzutreffend ist schließlich *sechstens* die Aussage von Anselm et al., die 6. KMU hätte die „Unumkehrbarkeit“ dieser Entwicklung behauptet oder dass Religion in modernen Gesellschaften „unweigerlich“ abnehme. Derartige Thesen, die theoretischer und nicht empirischer Natur sind, hat die 6. KMU bewusst strikt vermieden – und erst recht nicht vorausgesetzt. Die 6. KMU konstatiert, welche Entwicklungen in den letzten Jahren empirisch feststellbar sind, aber sie trifft keine Aussagen dazu, was „unweigerlich“ oder „unumkehrbar“ sei. ◀

Dr. Friederike Erichsen-Wendt leitet das Referat Strategische Planung und Wissensmanagement im Kirchenamt der EKD.

Dr. Johannes Wischmeyer leitet die Abteilung Kirchliche Handlungsfelder im Kirchenamt der EKD.

Dr. Edgar Wunder koordiniert die 6. KMU fachlich am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD.

Den Auswertungsband zur KMU 6 bestellen oder downloaden können Sie unter: www.kmu.ekd.de.

Viele Fragen offen

Der digitale Abschluss der 4. Tagung der 13. EKD-Synode

REINHARD MAWICK

Die Wochen nach der abgebrochenen Tagung der Synode in Ulm waren für die EKD nicht leicht: Rücktritt der Ratsvorsitzenden Annette Kurschus mit internen Konflikten und danach der durch einen Bahnstreik notwendig gewordene digitale Nachklapp der Synodentagung. Eindrücke von *zeitzeichen*-Chefredakteur Reinhard Mawick.

Ob Claus Weselsky, der Chef der Lokführergewerkschaft GDL, und das Präsidium der EKD-Synode noch mal gute Freunde werden? Jedenfalls war es dem bevorstehenden Streik der Lokführer zu verdanken, dass die 4. Tagung der 13. Synode der EKD Mitte November in Ulm am

Morgen des vermeintlich letzten Sitzungstages abgebrochen wurde. Der Grund: Einige Synodale hatten angekündigt, sie würden vorzeitig abreisen müssen – auch wenn die Streikmaßnahmen eigentlich erst für 22 Uhr abends angekündigt waren. Damit schien die nötige Beschlussfähigkeit in Gefahr, denn laut Grundordnung der EKD ist die Synode „beschlussfähig, wenn zwei Drittel der Synodalen anwesend sind“.

So musste die EKD-Synode eine „Ehrenrunde“ drehen, formal waren noch viele Beschlüsse zu verabschieden. Zuerst aber, wen wundert's, ging es ans Wunden lecken. Denn als sich die Synode zur Fortsetzung am Vorabend des Nikolaustages, am 5. Dezember, in ganz Deutschland vor den Bildschirmen versammelte, waren gerade zwei Wochen nach dem in vielerlei Hinsicht verstörenden Rücktritt von Annette Kurschus

vom Ratsvorsitz und als leitende Geistliche der Evangelischen Kirche von Westfalen vergangen. Die Ereignisse in Ulm und in den Tagen danach hatten sich überschlagen (siehe zz 12/2023 und www.zeitzeichen.net/node/10814). Und so ganz schienen die „Evangelischen Chaostage“ (FAZ) noch nicht vorbei zu sein, wie der Verlauf der Sitzung zeigte.

„Wir sind Annette Kurschus von Herzen dankbar für ihr Wirken.“

Zunächst würdigten die beiden EKD-Spitzenfrauen Anna-Nicole Heinrich, die Präses der Synode, und die Hamburger Bischöfin Kirsten Fehrs, seit dem Moment des Kurschus-Rücktritts amtierende Rats-

EKD-Synodenpräses Anna-Nicole Heinrich und Vizepräses Andreas Lange bei der Fortsetzung der Synodaltagung per Zoom am 5. Dezember in Hannover.





vorsitzende der EKD, die Zurückgetretene deutlich ausführlicher als zuvor geschehen. „Wir sind Annette Kurschus von Herzen dankbar für ihr großes Engagement, mit dem sie über viele Jahre hinweg an herausgehobenen Stellen segensreich für die evangelische Kirche gewirkt hat“, so die Präses. „Wir sind ihr dankbar für die gute Zusammenarbeit zwischen Synode und Rat der EKD. Wir sind dankbar für ihre klugen Worte und Anmerkungen in unseren Beratungen als Synode, ihre klaren Äußerungen in der Öffentlichkeit und herausragenden Reden und Predigten. Sie hat sich um unsere Kirche verdient gemacht. Aus diesen Gründen ist der Rücktritt von Annette Kurschus ein schmerzlicher Verlust für uns.“

Ganz so klar und warm hatte sich das zwei Wochen zuvor am Rücktrittstag im November nicht angehört. Da hatte noch die Phrase „mit Respekt zur Kenntnis nehmen“ die offiziellen EKD-Kommentare dominiert. Nun aber würdigte auch die amtierende Ratsvorsitzende Kirsten Fehrs Annette Kurschus ausdrücklich. Sie habe „echte Hochachtung“ vor der „grad-

den Ereignissen in Siegen“ zu „diesem Rücktritt“ geführt habe.

Beide EKD-Spitzenfrauen machten in ihren Statements allerdings auch mehr als deutlich, dass jenseits aller persönlichen Fragen und Opfertgänge die Frage der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt jetzt und auch künftig das Topthema im Raum der EKD sein werde. So räumte Heinrich ein, dieses Thema werde zwar „unsere Kirche (...) immer wieder mit Widersprüchen konfrontieren und an institutionelle und persönliche Grenzen“ führen, aber dennoch sei für sie, Heinrich, „immer handlungsleitend, dass betroffene Personen und die Aufarbeitung an erster Stelle stehen müssen“. Dazu habe sich die 13. Synode auch „klar bekannt“ und „diesem Auftrag fühle ich mich auch in meiner Rolle als Präses verpflichtet“.

Klarer Kurs für Aufarbeitung

Noch ausführlicher bettete die amtierende Ratsvorsitzende Fehrs ihr Bedauern und ihre Hochachtung für Kurschus in die Skizzierung der vordringlichen Zukunftsaufgabe der EKD ein. Für „uns als Rat“ bedeute der Rücktritt „in jedem Fall die Verpflichtung, den eingeschlagenen Weg bei der Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt weiter voranzubringen, und das werden wir mit aller Konsequenz tun. Es geht dabei um eine klare Ausrichtung auf Betroffene. Und darum, dass wir als Kirche Gewalt und Grenzverletzungen verhindern und Vorfälle gründlich aufarbeiten. Es geht darum, den klaren Kurs der unabhängigen Aufarbeitung sexualisierter Gewalt und der Unterstützung betroffener Menschen fortzusetzen. Und es geht darum, daran festzuhalten, dass auf diesem Weg der Aufarbeitung betroffe-

ne Menschen systematisch mitentscheiden.“ Fehrs betonte auch, sie habe die gemeinsame Arbeit im Beteiligungsforum „sehr konstruktiv und zielgerichtet“ wahrgenommen.

Wohlwissend, dass die Synodalen nach den „Chaostagen“ eine Menge Rede- und Gesprächsbedarf haben würden, hatte die Synodenpräses bereits in ihrem Eingangsstatement angeboten, dass sowohl das Präsidium, aber auch der Rat der EKD an etwaigen Nachbereitungstreffen der Ulm- und Nach-Ulm-Ereignisse teilnehmen würden. Der Vorteil dieses Angebots, so sei gemutmaßt, liegt auf der Hand: Diese Treffen würden zum einen frühestens ab Januar stattfinden, da würde sich die Stimmung sicherlich weiter beruhigt haben. Und zum anderen finden die Sitzungen synodaler Arbeitsgruppen in der Regel nicht öffentlich statt. Ein nicht zu vernachlässigender Aspekt, denn auch evangelische Offenheit stößt im institutionellen Raum an Grenzen.

Dann meldeten sich zahlreiche Synodale zu Wort, und es hagelte Kritik! Natürlich nicht, ohne – ganz synodenlike – zunächst ausführlich zu danken und sich etwaigen Vorredner:innen anzuschließen. Besonders hervor tat sich die Hamburger Theologieprofessorin Kristin Merle, die gleich vier ausführliche Punkte vorbrachte, obwohl der erste Redner aus Reihen der Synodalen, Wolfgang Prawitz, als Sprecher der Synodengruppe „Offene Kirche“ eingangs festgestellt hatte, dass „heute“ nicht „der richtige Zeitpunkt sei“, um „über die Situation und alles, was dazugehört“, zu sprechen.

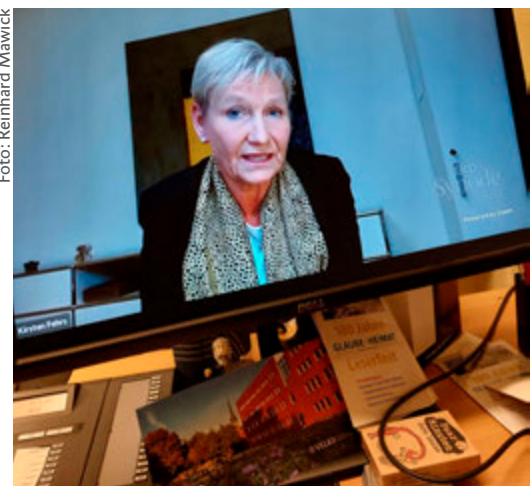
Merle betonte zum Ersten, dass „große Irritationen über den Prozess rund um den Rücktritt der ehemaligen Ratsvorsitzenden“ bestünden und „Verstörungen über den kommunikativen Umgang von

„Es ist schmerzhaft, dass der Umgang mit den Ereignissen in Siegen zum Rücktritt geführt hat.“

linigen und konsequenten Entscheidung“ von Kurschus, „von allen leitenden Ämtern zurückzutreten“. Und sie habe mit Annette Kurschus „über acht gemeinsame Ratsjahre und vor allem in den zwei Jahren als Stellvertreterin sehr gern und gut vertrauensvoll zusammengearbeitet.“ Sie empfinde es als „schmerzhaft“, „dass der Umgang mit

Bischöfin Kirsten Fehrs, amtierende Ratsvorsitzende der EKD, bei der Zoomtagung der Synode am 5. Dezember.

Foto: Reinhard Mawick



Akteur:innen kirchenleitender Organe miteinander“. Das Vertrauen zueinander habe gelitten, denn man habe „von Kontroversen im Rat gehört, von Kontroversen aus der Kirchenkonferenz“. Und schließlich habe man „öffentliche Distanzierungsgesten zwischen Synode, Präsidium und Ratsvorsitzender beobachten“ können, „in deren Dynamik auch die Synode ein Stück weit hineingezogen worden ist“.

Kein „blame game“

Zwar solle es, betonte Merle zweitens, kein „blame game“ der Leitungsorgane geben, aber man müsse „miteinander wieder handlungsfähig“ werden. Dabei gehe es ihr nicht darum, dass die Synodalen „betreut werden“, sondern es müsse ganz handfest über Krisenmanagement und Kommunikationsstrategien geredet werden. Und drittens fände sie es angemessen, „eine die Arbeit der ehemaligen Ratsvorsitzenden wertschätzende gemeinsame Erklärung der Synode zum Rücktritt zu finden“. In diesem Zusammenhang bedauerte sie sehr, dass sich „in dem ganzen Prozess“ vor dem Rücktritt von Annette Kurschus „niemand aus dem Rat mal öffentlich zu Wort gemeldet und ein paar die Situation beruhigende, entschärfende Worte gesprochen“ habe. Viertens schließlich solle diese „Klärung der Dynamiken“ aber nicht vergessen lassen, „dass wir als Kirche eine an den Menschen dienende Aufgabe haben“. Weitere Ausführungen ersparte sie sich und so blieb diese Aussage etwas nebulös.

Geradezu detektivischen Spürsinn entfaltete hingegen direkt im Anschluss die Synodale und Herborner Theologieprofessorin Angela Rinn, die wie Merle „fehlende Transparenz“ beklagte und präzise Aufklärung forderte „auch im Blick auf das, wer wann was gewusst“ habe. Es könne doch nicht sein, so Rinn, dass „wir“, sie meinte die Synodalen, „wieder nur zugucken“.

So und ähnlich, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten, ergingen sich viele Synodale, und im Verlauf der Aussprache wuchs des Beobachters Respekt darüber, dass sich das Präsidium den Tott dieser Aussprache vor aller Welt zugemutet hatte, sieht doch die Geschäftsordnung der Synode durchaus vor, dass auch unter Ausschluss der Öffentlichkeit getagt werden kann. Im Falle der Westfälischen Landessynode, die nur vier Tage nach dem Rücktritt von Annette Kurschus stattfand, hatte man sich

noch für eine nichtöffentliche Aussprache entschieden (siehe www.zeitzeichen.net/node/10831). Bei der EKD aber scheint zumindest nach den unglücklichen Tagen in und nach Ulm eine neue Offenheit eingezogen zu sein.

Herauszuheben aus den Wortmeldungen ist sicherlich der Beitrag der badischen Landesbischofin Heike Springhart, die noch einmal das schwierige Terrain der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt im Raum der EKD in den Blick nahm. Sie warnte vor dem verständlichen Bestreben, hier „Eindeutigkeit“ herzustellen. Zwar gäbe es „gewiss Eindeutigkeit in der Frage, wer ist Täter, wer ist Opfer“. Auch gäbe es „die große Eindeutigkeit und Entschiedenheit, dass Betroffenen geglaubt wird“ und dass Raum geschaffen werden müsse, „dass sich die Betroffenen trauen zu sprechen und erleben: Sie werden ernst genommen.“ Gleichzeitig aber betonte Springhart, dass die Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt

Die Aufarbeitung sexualisierter Gewalt braucht „den klaren und ruhigen Blick“.

auch „den klaren und ruhigen Blick“ brauche, „die Besonnenheit und das klare Hinsehen“. Und das habe, so Springhart, „nichts mit Zögern, Zaudern und Vertuschen“ zu tun, sondern mit dem „Ernstnehmen der komplexen Dynamik“, die die Arbeit mit dem Beteiligungsforum mit sich bringe. Diese könne nicht darüber gelöst werden, „dass Einzelne von uns zum Rücktritt genötigt werden“.

Nach dieser emotionalen Eingangsstunde der (Selbst-)Kritik wandte sich die Zoom-Synode den zahlreichen Beschlüssen zu, die ohne besondere Vorkommnisse – ganz synoden-like – einstimmig oder mit wenigen Gegenstimmen oder Enthaltungen verabschiedet wurden. Die Synode tat ihre Arbeit, aber sie erschien jedenfalls bei dieser Sitzung doch tief erschüttert. Viele Fragen, die zum Rücktritt von Annette Kurschus führten, sind noch offen. Die Forum-Studie zur sexualisierten Gewalt im Raum der evangelischen Kirche erscheint jetzt am 25. Januar. Die internen und öffentlichen Herausforderungen werden nicht weniger werden. Da braucht es EKD-seits viel Kraft, Geschlossenheit und gute Nerven (siehe auch Kommentar Seite 11). ◀

«Literatur von Weltrang»

Sascha Feuchert,
Frankfurter Allgemeine Zeitung



Aus dem Niederländischen von Christina Siever und Simone Schroth.
989 Seiten | 46 Abbildungen | Gebunden
€ 42,- | ISBN 978-3-406-79731-6

Die Tagebücher der jungen Niederländerin Etty Hillesum sind, wie das Tagebuch der Anne Frank, ein bewegendes Dokument des Holocaust und viel mehr als das: Sie wurden als philosophische Lebenskunst, Mystik des Alltags und Ethik des Mitleidens gerühmt. Vor allem sind sie aber auch eines: große Literatur.

«Diese Frau hat tatsächlich mit Herz, Leib und Seele gedacht ... So viel Grenzüberschreitung hat in der Frauengeschichte nicht ihresgleichen.»
Elisabeth von Thadden,
DIE ZEIT

«Weit mehr als Zeitdokumente.»
Martina Läubli,
NZZ am Sonntag

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Identität im Aufbruch

Transsexualität war lange Zeit ein Tabu-Thema in unserer Gesellschaft. Transsexuelle mussten ihre Identität oft ihr Leben lang verbergen, wurden Opfer von Diskriminierung, ja von massiven Eingriffen des Staates auf ihr Leben und ihre Körper. Doch in den vergangenen Jahrzehnten ist das Verständnis für Transpersonen gewachsen. Die Politik hat diese neue Stimmung beim Selbstbestimmungsgesetz aufgegriffen. Aber es bleiben noch viele Fragen in der öffentlichen Debatte.

Foto: picture alliance/ZUMAPRESS.com

RUTH HESS

Schöpfungsgestalt

Wer sich theologische Gedanken zur geschlechtlichen Vielfalt macht, kann verschiedene Wege gehen. Manchmal hilft die Bibel.

Seite 26

SOPHIE RAUSCHER/NYKE SLAWIK

Gegen Transfeindlichkeit

Die Gesellschaft muss sich ändern, um ihre strukturelle Transfeindlichkeit zu überwinden. Dazu drei Forderungen aus der Politik.

Seite 29

SEBASTIAN KLEE

Ein Gefühl von Seligkeit

Ein transsexueller Pfarrer beschreibt, wie er zu dem wurde, der er ist – und wie er sich dabei von Gott und der biblischen Botschaft getragen fühlt.

Seite 32



MARTINA LENZEN-SCHULTE

Nötiges Wissen

Geschlechtsangleichende Behandlungen (Transitionen) haben beträchtliche Nebenwirkungen. Das zu wissen, ist wichtig.

Seite 35

INTERVIEW

„Das ist für mich Diktatur“

Gespräch mit der Geschlechterforscherin Monika Barz darüber, wie die Transfrage die Frauenbewegung spaltet.

Seite 38

Heilvoll verwandelte Schöpfungsgestalt

Theologische Überlegungen zur geschlechtlichen Vielfalt

RUTH HESS

folgt man dem biblischen Zeugnis, dann wäre Geschlechtlichkeit generell ein noch unter Vorbehalt stehendes, „endzeitliches“ Ereignis. Eines jedoch, das sich schon jetzt Bahn bricht. Dies schafft weiten Raum für geschlechtliche Vielfalt. Das ist die Perspektive der Theologin Ruth Heß vom Studienzentrum der EKD für Genderfragen in Hannover.

Brauchen wir wirklich ein wahres Geschlecht? Mit dieser Frage eröffnet Michel Foucault seinen Quellenband ‚Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin‘. Er dokumentiert die tragische Geschichte von Herculine_Abel Barbin, einer Person mehrdeutigen Geschlechts, die Mitte des 19. Jahrhunderts in der französischen Provinz lebte. Lange Jahre unbehelligt im milden, diskreten Milieu klösterlicher Mädchenpensionate beheimatet, wurde ihr „Fall“ schließlich von Medizin, Justiz und Verwaltung dingfest gemacht und Herculine auf ihr „wahres“, das männliche Geschlecht verpflichtet. Dem „glücklichen[n] Limbus einer Nicht-Identität“ entrissen, so Foucault, außer Stande, sich in der Welt als Abel zurechtzufinden, nahm sie_er sich, 29-jährig, schließlich das Leben.

Die 1998 erschienene deutsche Ausgabe enthält neben den Lebenserinnerungen Herculines_Abels und einem von Foucault zusammengestellten Dossier aus medizinischen Gutachten, Presseartikeln und weiteren zeitgeschichtlichen Dokumenten rund um den „Fall Barbin“ auch dessen literarische Verarbeitung durch den deutschen Psychiater und wahnhaft antireligiösen Skandalautor Oskar Panizza (1853–1921). Seine Erzählung *Ein skandalöser Fall* justiert das Geschehen neu. Es ist beißende Ironie, mit der er hinter katholischen Klostermauern eine Atmosphäre aus Dekadenz und Schlüpfirigkeit aufleben lässt. Dazu ein brachialer Gestus, mit dem er eine „aufgeklärte“, religiös ganz und gar abs-

Mal. Nicht von ungefähr zeigen empirische Studien, dass negative Vorbehalte gegen einen Wandel von Geschlechterrollen und sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in bestimmten hochreligiösen Milieus besonders ausgeprägt sind.

Die großen theologischen Anthropologien des 20. Jahrhunderts von Helmut Thielicke bis Karl Barth haben hierfür den Grundstein gelegt, indem sie – allesamt unter hegemonialem Rekurs auf die beiden Schöpfungserzählungen aus Genesis 1 und 2 – eine strikt heteronormative Zweigeschlechtlichkeit als einzigartige, vor allen anderen Phänomenen des Menschlichen ausgezeichnete Schöpfungs- oder Bundesordnung konzipierten. Sie ist es, die als exklusives Implikat der Gottesebenbildlichkeit (Imago Dei) den entscheidenden Ort der Gottesbeziehung abgeben soll. Sie übersteht nahezu unbeschadet die Korruption des „Sündenfalls“ und durchzieht kontinuierlich die gesamte Heilsgeschichte. Ja, sie soll in letzter Konsequenz gar die Menschlichkeit des Menschen theologisch verbürgen. Spätestens hier ist das wahre Geschlecht der Moderne zum Glaubensartikel geworden, mit dem christliche Anthropologie vermeintlich steht und fällt.

Gegenüber solchen reduktionistischen Ab- und Ausschließungen, die übrigens auch heute noch im Kulturkampf gegen Genderfröhliche Urstände feiern, hat die neuere Theologie in all ihren Disziplinen Interpretationsräume erschlossen, die ein Mehr an

Christentum und eine fundamentalisierte Zweigeschlechtlichkeit passen nicht zusammen.

tinente Wissenschaft diesen dort gedeihenden Hokuspokus von geschlechtlicher Verwirrung und Ausschweifung abrupt beenden lässt. Schließlich eine eindeutige Geschlechterordnung, die zu vollstrecken ist – all dies zeigt, dass sich Christentum und eine so oder so fundamentalisierte Zweigeschlechtlichkeit, historisch betrachtet, keineswegs selbstverständlich aufeinander reimen.

Exklusion

Gleichwohl wird das theologisch gestützte Alltagswissen von Geschlecht Foucaults Frage in der Regel nach wie vor bejahen: Ja, wir brauchen nicht nur ein wahres Geschlecht, wir sind und haben es – von Gott selbst her, qua unserer Schöpfungsnatur, ein für alle



lebbarer Leben (Judith Butler) theologisch denkbar machen. Sie bewegen sich auf einem Spektrum: von Modellen der Inklusion, die geschlechtliche Vielfalt affirmativ in die vertrauten Bahnen theologischer Anthropologie einzeichnen, bis zu Modellen der Disruption und Transgression, die Geschlechtlichkeit insgesamt theologisch anders zu fassen versuchen.

Inklusion

Geschlechterdiverse Identifikationsfiguren: Ähnlich wie feministische machten sich auch queer inspirierte Theologien auf die Suche nach Vorbildern aus Schrift und Tradition, die das eigene Erleben positiv spiegeln. Besonders prominent rückte dabei der Josef der Erzelternerzählung in den Blick. Intertextuelle Bezüge zeichnen ihn als eine höchst schillernde Figur – auch und gerade im Geschlechtlichen. Nicht nur wird er beschrieben als von buchstäblich ebenso „schöner Gestalt und von schöner Erscheinung“ wie seine Mutter Rahel (vgl. Genesis 39,6 mit Genesis 29,17). Auch das farbenprächtige Gewand, das Stammvater Jakob ihm, seinem Lieblingskind, schenkt, entpuppt sich überraschend als „Prinzessinnenkleid“, eine langärmelige Robe, wie unverheiratete Königstöchter (so die von ihrem Bruder Ammon vergewaltigte Tamar) sie trugen (vgl. Genesis 37,3 mit 2 Samuel 13,18 f.).

Noch die rabbinische Tradition, so die Wiener Alttestamentlerin Karin Hügel, inszeniert Josef, den späteren heldenhaften Retter Israels, als „effeminierte[n] Jüngling“, dessen Habitus dominante Männlichkeitsnormen unterläuft. So lautet Midrasch BerR 84,7 zu Genesis 37,2: „Er [Josef] war 17 Jahre alt, aber du sagst, er war noch ein Knabe? Das bedeutet, dass er sich wie ein solcher benahm – er schminkte seine Augen, hob seine Fersen und kräuselte sein Haar.“



Der Facettenreichtum der Schöpfung: Andere Modelle setzen klassisch schöpfungstheologisch an. Entgegen den streng dualisierenden Ordnungstheologien des 20. Jahrhunderts, versteht der Hamburger Ethiker Gerhard Schreiber Inter*- und auch Trans*geschlechtlichkeit als „Beleg für die Vielfältigkeit und Vielgestaltigkeit von Gottes Schöpfung, angesichts dessen jeder Versuch einer Normierung von Geschlecht eine menschliche Anmaßung und Kompetenzüberschreitung darstellt, durch die Gottes autonomes Schöpferhandeln menschlicher Definitionsmacht unterworfen wird“.

Die Stelle Genesis 1,27 wird hier meist im Sinne eines Merismus gedeutet, als eine rhetorische Figur also, bei der zwei gegensätzliche Begriffe keinen strengen Kontrast aufrufen, sondern stellvertretend für ein Ganzes stehen. So wie Gott nicht nur Licht und Dunkelheit schuf, sondern auch die Dämmerung und das Morgengrauen dazwischen, nicht nur Land und Meer, sondern

Es gibt die Vorstellung, dass Gott Adam keineswegs geschlechterdifferent, sondern zweigeschlechtlich schuf.

auch Sümpfe und Moore, so kann das „männlich und weiblich schuf Gott sie“ demnach ebenfalls ein Kontinuum meinen: neben Frauen und Männern in ihrer Vielfalt auch alle geschlechtlichen Existenzweisen zwischen diesen beiden Polen.

Dass der hebräische Text mit Blick auf die Menschenschöpfung männlich und weiblich liest und nicht, wie viele Übersetzungen, Mann und Frau, hat wiederum in der rabbinischen Literatur einen frappierenden Widerhall gefunden. Auf den Spuren des Mythos vom Kugelmenschen aus Platons Gastmahl erwächst hier die Vorstellung, dass Gott den einen ersten Adam keineswegs geschlechterdifferent, sondern im Wortsinn zweigeschlechtlich schuf: „Rabbi Jirmija ben Elazar sagte: Als der Heilige, gepriesen sei er, den ersten Menschen schuf, schuf er ihn androgyn, wie es heißt: ‚männlich und weiblich schuf er sie‘. Rabbi Schmuel bar Nachman sagte: Als der Heilige, gepriesen sei er, den ersten Menschen schuf, machte er ihn doppelgesichtig, dann sägte er ihn entzwei und machte für diese und jenen einen Rücken“ (Midrasch BerR 8,1 zu Genesis 1,27).

Weit davon entfernt, das Humanum und mit ihm Schöpfung und Bund zu korrumpieren, erscheinen Inter*- und Trans*geschlechtlichkeit in diesem Modell vielmehr als „Bekräftigung des Faktums, dass alle Menschen Ausnahmeerscheinungen darstellen – kraft ihrer Gottebenbildlichkeit“, wie Gerhard Schreiber resümiert.

Disruption

Eunuchen – eine kühne Metapher für das Gottesreich: Der biblische Typus, der dem modernen Phänomen geschlechtlicher Vielfalt vielleicht am nächsten steht, ohne mit ihm identisch zu sein, ist der des sogenannten Eunuchen. In Gestalt des Kämmerers aus Äthiopien, des ersten getauften Menschen aus den Völkern (Apostelgeschichte 8,26–39), dient dieser auch als queere Identifikationsfigur. Der Basler Neutestamentler Moisés Mayordomo hat die antiken Eunuchen und ihren sozialgeschichtlichen und

„Joseph von seinen Brüdern erkannt“, Bibelillustration, Deutschland, 19. Jahrhundert von B. Hummel.

biblischen Kontext genauer unter die Lupe genommen. Innerhalb der römischen Gesellschaftsordnung wurden Eunuchen demnach in dreifacher Weise abgewertet: als unfreie Sklaven, als geschlechtlich und sexuell suspekt (im Sinne eines 3. Geschlechts) – und als unfähig zur Fortpflanzung. Alttestamentlich-jüdisch erscheinen sie in einem eigentümlich ambivalenten Licht: Einerseits werden sie nach kultisch geprägter Tradition, ähnlich wie Menschen mit Krankheiten oder Behinderungen, rigoros vom Gottesdienst ausgeschlossen (Levitikus 21,20; 22,24 f.; Deuteronomium 23,2). Andererseits verheißen eschatologische Traditionen ihnen eine besondere Nähe zu Gott (Jesaja 56,3–5; Weisheit 3,14).

Was bedeutet vor diesem Hintergrund der rätselhafte Vers Matthäus 19,12? Dort sagt Jesus zu seinen Jünger_innen: „Nicht alle verstehen dieses Wort, sondern die, denen es [von Gott] gegeben ist. Denn es gibt Eunuchen, die vom Mutterleib so geboren sind, und es gibt Eunuchen, die von den Menschen kastriert wurden, und es gibt Eunuchen, die sich selbst kastriert haben wegen des Himmelreichs. Wer verstehen kann, verstehe.“

Zunächst mag überraschen, dass das allgemein als authentisch angenommene Jesus-Logion ganz unvoreingenommen die diversen Schicksale von Eunuchen so detailliert zur Sprache bringt. Durch den narrativen Anschluss an die Perikope über die Ehescheidung (Matthäus 19,3–10) wurde die dritte Variante, die

Der selbstgewählte Eunuch verkörpert jene neue Ordnung, in der die Letzten Erste sein sollen.

Selbstkastration, exegetisch oft als Bild für das Ideal von Ehelosigkeit und freiwilliger Sexualaskese interpretiert. Mayordomo zeigt jedoch, dass sie im weiteren Kontext des Matthäusevangeliums eine noch zentralere Funktion hat.

Der Abschnitt Matthäus 19,1–20,28 versammelt gattungsmäßig unterschiedliche Reflexionen im Horizont antiker Haustafel-ethik. Neben Ehe und Ehescheidung geht es um die Stellung von Kindern, den Umgang mit Vermögen und Verwaltung sowie ökonomische wie gesellschaftliche Rangordnungen. In all diesen Bereichen fordert Jesus im Namen des anbrechenden Gottesreiches eine Umwertung der Werte, die mit radikalen Verwerfungen einhergeht – nicht zuletzt dem Bruch mit der eigenen Familie (Matthäus 19,29), ja mit der Vision einer vaterlosen Gesellschaft (Matthäus 23,9).

In dieser Logik verkörpert der selbstgewählte Eunuch – Sklave und verformte Randfigur antiker Geschlechterwelten – plastisch jene neue Ordnung, in der die Ersten Letzte und die Letzten Erste sein sollen (Matthäus 19,30; 20,16). „Das ist der ‚Schnitt‘, der ‚Riss‘ der Nachfolge. Selbstkastration als ein Bild für den Ausstieg aus diesem Machtgefüge ist ein brutales, aber kein unpassendes Bild“, so Mayordomos Fazit.

Transgression

Geschlechtlichkeit zwischen den Zeiten: „Am Grunde des Geschlechts – die Wahrheit“, wie Foucault feststellte? Weitert man den Blick, nämlich von einer Theologischen Anthropologie der ewiggleichen *dicta probantia* aus Genesis 1 und 2 auf Schrift und Tradition als Ganze, und das auch in ihrer Vielstimmigkeit und Dynamik, so zeigt sich: Jener moderne Furor um eine eingefrorene Geschlechterbinarität kann theologisch kaum überzeugen.

Das Neue Testament kennt dagegen eine durchaus robuste Hoffnung darauf, dass auch die menschliche Geschlechtlichkeit heilvoll verwandelt wird. Diese Transformation fällt nach Galater 3,28 gerade nicht oberflächlich aus, sondern refiguriert tatsächlich deren Schöpfungsgestalt selbst. Die von Paulus zitierte Taufformel präsentiert sich ja präzise als eschatologische Antithese zu Genesis 1,27. Dem „männlich und weiblich schuf Gott sie“ dort wird hier ein „in Christus ist nicht männlich und weiblich“ antagonistisch entgegengestellt.

Auferweckungsleiber

Nach Paulus bricht dieser grundstürzende Wandel schon jetzt mit der Taufe an, bleibt aber noch verschwommen (1 Korinther 13,12). Wir brauchen uns unsere Geschlechtsidentitäten zwischen den Zeiten nicht gegenseitig vorzuschreiben. Wir müssen sie aber auch für uns selbst nicht festschreiben. Ihre Kontinuität liegt allein bei Gott. Gott wird sie an ihr Ziel führen, indem Gott jedem Samenkorn seinen eigenen Leib schenkt (1 Korinther 15,38). Was sich hier andeutet, ist die Erwartung einer neuschöpferischen Pluralität der Auferweckungsleiber. Diese Vielfalt erlaubt es jedem einzelnen Geschlechtskörper, in der ihm je entsprechenden Eigenart – so Gott will und wir leben – individuell zur Geltung zu kommen.

Geschlechtlichkeit generell als ein noch unter Vorbehalt stehendes, endzeitliches Ereignis zu reformulieren, das sich schon jetzt Bahn bricht, schafft weiten Raum für geschlechtliche Vielfalt, und zwar ohne diese allein als „Problem“ trans*- und inter*geschlechtlicher oder nonbinärer Menschen zu betrachten. Vielmehr gilt für uns alle, was der 1. Brief des Johannes so formuliert: ‚Ihr Lieben, jetzt (schon) sind wir Kinder Gottes – und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.‘ (1 Johannes 3,2) ◀

LITERATUR

Michel Foucault: *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin (es 1733)*, Frankfurt a. M. 1998.

Ruth Heß: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ *Biblich-(de)konstruktivistische Anstöße zu einer Entdualisierung der Geschlechterdifferenz*, in: Dies./M. Leiner: *Alles in allem. Eschatologische Anstöße – J. Christine Janowski zum 60. Geburtstag*, Neukirchen-Vluyn 2005, 291–323.

Karin Hügel: *Eine queere Lektüre von Josef. Jüdische Interpretationen des schönen jungen Mannes aus der Hebräischen Bibel*, in: *Biblische Notizen* (2013/157), 69–99.

Moisés Mayordomo: *Eunuchen im Horizont der Gottesherrschaft (Matthäus 19,12). Überlegungen zu einer kühnen Metapher*, in: *JBTh* 33 (2018), 85–106.

Gerhard Schreiber: *Geschlecht außer Norm. Zur theologischen Auseinandersetzung mit geschlechtlicher Vielfalt*, in: J. Koll u. a. (Hg.): *Diverse Identitäten. Interdisziplinäre Annäherungen an das Phänomen Intersexualität*, Hannover 2018, 27–45.

Trans-Sein fordert heraus

Drei Forderungen an Gesellschaft, Kirche und Politik

SOPHIE RAUSCHER/NYKE SLAWIK

Wir leben nach wie vor in einer transfeindlichen Welt. Die Sichtweise auf Trans-Personen ist strukturell verankert.

Das soll das Selbstbestimmungsgesetz verändern.

Ein Plädoyer von der Bundestagsabgeordneten Nyke Slawik (Bündnis 90/Die Grünen) und der Journalistin Sophie Rauscher.

Sind Trans-Personen bald in der Mehrheit? Das könnte man glauben, wenn man den altbekannten und längst widerlegten rechten Narrativen von ansteckender Queerness Glauben schenken möchte. Dabei ist klar, dass steigende Sichtbarkeit nicht bedeutet, dass es vorher nicht genauso viele Menschen gab, die trans waren, aber unsichtbar blieben.

Im Deutschen Bundestag gab es mit Christian Schenk bereits in den 1990er-Jahren mindestens eine Person, die sich während des Mandats nicht geoutet hat, aber später ein trans Coming-Out hatte. Wie viele Abgeordnete sich vielleicht nie getraut haben oder weiterhin nicht trauen, wissen wir nicht. Nun zogen mit Tessa Ganserer und mir, Nyke Slawik, zwei bereits geoutete Trans-Personen erstmals in den Bundestag. Ein Anfang. Eine Zeitenwende wird nur herbeigeführt, wenn sich die Gesellschaft langfristig um ein Umdenken und Inklusion bemüht. Hierzu haben Sophie Rauscher und ich drei konkrete Forderungen:

Otherring muss aufhören

„Ich bin wie alle, nur ein wenig anders, und am Ende ist jeder sein eigener Fall.“ (aus der Autobiografie *Wie alle, nur anders* von Nora Eckert)

1. *Wir sind nur so skurril, wie ihr uns macht:* Von einem „Wunsch nach Sonderbehandlung“ ist schnell die Rede, wenn Menschen, die einer Gruppe angehören, die in der Gesellschaft Diskriminierung erfährt, ihre Rechte einfordern. Eigentlich ist es aber immer nur ein Wunsch nach fairer Behandlung. Klar ist: Wir sind alle unterschiedlich. Wir haben unterschiedliche Bedürfnisse.

Trans-Personen wollen zum Beispiel schlichtweg mit den Ausweispapieren unterwegs sein dürfen, die wiedergeben, wer sie sind. Viele von uns wollen genauso Familien gründen, können das aber nicht unbedingt auf dieselbe Art und Weise wie Cis-Personen. Auch wir wollen an einem Arbeitsplatz existieren dürfen, ohne dass Witze über uns gemacht werden.

In vielen Fällen bedeutet ein Coming-Out als trans immer noch Ausschluss. Die Weltgesundheitsorganisation verabschiedete sich 2022 von der Psychopathologisierung, also der Behandlung von Trans-Sein als Krankheit. Endlich! Mit dem Selbstbestimmungsgesetz entfallen auch psychiatrische beziehungsweise psychologische Gutachten für eine Namens- und Personenstandsänderung. Trotzdem wird es noch ein langer Weg sein, den Blick auf uns als „anders“ und „krank“ zu verlieren. Die Gesellschaft

und auch die Kirche haben über viele Jahrzehnte alles dafür getan, Trans-Sein zu verunmöglichen. Auf staatlicher Ebene bedeutete dies bis vor einigen Jahren: Zwangssterilisation und Zwangsscheidungen. Kinder kriegen, Ehen eingehen – „nicht für euch!“

Der Blick nur auf den aktivistischen Einsatz und auf ebenso viele Interviews mit Betroffenen, denen selbst erst kürzlich klar wurde, wer sie sind, dazu Berichte immer nach demselben Muster über eine „skurrile Minderheit“ lässt vor allem einen Blick vermissen: wie banal und langweilig Transitionen sein können. Wie unscheinbar viele von uns durch die Welt gehen. Wie gleich unser Alltag doch oft ist im Vergleich zu allen Personen, die in Deutschland leben. Gäbe es da nicht bürokratische Hürden, Diskriminierung, Fetischisierung und Exotisierung unserer Körper, wer weiß, ob es überhaupt noch irgendwas „Besonderes“ zu berichten gäbe.

Niemand muss ein ödes Leben leben, an dem sich keine Person reibt – aber alle sollten es dürfen. Denn wir sind wie alle, unter denen alle auch anders sind, eben jede*r ein eigener Fall.

Kompetente Beratung ermöglichen

„Während der Jahre meiner Transition und Detransition wuchs ich in die Rolle des medizinischen Patienten hinein, auf eine Weise, die sonst vielleicht nur chronisch kranke Menschen kennen. Nicht doch, ich sage nicht, dass die Transition selbst mich krank gemacht hat – im Gegenteil, was ich lernte, war, krank genug zu wirken, um die für mich notwendige Behandlung zu erhalten. Dass ich mein eigener Mensch bin und in der Lage bin, eine eigene Entscheidung zu treffen, darf während der Sprechstunde nicht geäußert werden.“ (aus: Eine experimentelle Behandlung, Eli Kappo, www.shesindetransition.com)

2. *Bildet euch weiter, aber bildet euch nicht ein, uns besser zu kennen als wir uns selbst:* Vermeintliche Bedenken aus konservativen bis rechten Kreisen gegen Selbstbestimmung sind unter anderem die eines zu starken „Vorbildcharakters“. Die Argumentation lautet ungefähr so: „Wir dürfen Menschen in ihrem Trans-Sein nicht zu sehr bestärken, für viele gibt es doch bestimmt andere Möglichkeiten als ein Outing und eine Transition. Trans-Personen können ja

Die Angst ist eigentlich die gleiche, die vor Jahrzehnten im Zusammenhang mit Homosexualität geäußert wurde.

unseretwegen existieren, aber weniger laut – und bitte nicht vor Menschen, die das am Ende auch noch als einen Lebensweg für sich sehen.“ Diese Angst ist eigentlich genau die gleiche, die vor Jahrzehnten im Zusammenhang mit Homosexualität geäußert wurde. Wie konnte es nur sein, dass plötzlich viel mehr homosexuelle Menschen in der Öffentlichkeit zu sehen waren?

Queer-Sein ist nicht ansteckend oder ein verführerischer Trend, nur muss das eigene Leben nicht mehr im Verborgenen stattfinden. Auch vor fünfzig Jahren gab es sicher etliche Trans-Personen mitten unter uns, auf den Kirchenbänken und hinter den

Kanzeln. Nur geoutet haben sie sich nicht. Wie auch, wenn mit der Zerstörung des Magnus-Hirschfeld-Instituts und der Verfolgung queerer Personen in der NS-Zeit sowie der Fortführung des Paragraphen 175 und der Pathologisierung von Transitionen keine Möglichkeiten gegeben wurden, ein Leben in der Öffentlichkeit zu führen, ohne es mindestens an die Ausgrenzung zu verlieren.

Welches Misstrauen wohl größer sein mag? Das Misstrauen von Trans-Personen gegenüber denjenigen, die ihnen in den Behörden, im Gesundheitsbereich oder der Beratung gegenüberstehen, oder umgekehrt? Denn natürlich leben wir nach wie vor in einer transfeindlichen Welt. Die Sichtweise auf Trans-Personen ist strukturell verankert, das heißt, ein jahrzehntelanges Antrainieren von Verhaltens- und Blickweisen auf Betroffene wird nicht durch eine einzige gesellschaftliche Debatte oder ein einziges gutes Gesetz geändert. Das bleibt ein Prozess.

In den aktuellen Debatten um das Selbstbestimmungsgesetz gibt es viele Menschen, die fordern, die Hürden müssten weiterhin hoch bleiben. Trans-Personen sollten sich erst beweisen müssen, unterschiedliche fremde Personen aufrichtig von ihrem Trans-Sein überzeugen. Tatsächlich gibt es von vielen Trans-Personen einen Wunsch nach Beratung, nach Input von außen, der ihnen hilft, den eigenen Weg zu finden. Nur hilft es gar nichts, in diesen Kontext gleichzeitig eine Begutachtungskompetenz zu bringen. Denn dann traut sich niemand mehr, Zweifel anzusprechen, Hilfe zu suchen für andere Belastungen und psychische Probleme, die nur gegen die Betroffenen verwendet werden.

Es braucht die Offenheit für vielfältige Wege, trans zu sein. Für eine Reihe an Möglichkeiten von körperlichen, sozialen oder rechtlichen Veränderungen, die manche eben nutzen wollen und andere nicht. Es braucht Menschen, die sich weiterbilden und zuhören, die besser informiert sind als diejenigen, die Hilfe suchen – und die dennoch nichts besser wissen. Einen Mut auch zu affirmativer Seelsorge. Denn Kirche ist immer wieder ein wichtiger Kompass für sich hinterfragende Menschen. Häufig suchen junge Menschen als erstes Rat beim örtlichen Pfarrer, wenn sie merken, dass etwas bei ihnen anders ist als das, was ihnen überall vorgelebt wird.

Es wäre schön, wenn sie hier besondere Unterstützung erführen. Wenn zum Beispiel Spenden gesammelt würden, um oft sehr teure Transitionskosten unkompliziert zu decken, gerade dort, wo gesetzliche Krankenkassen immer noch Übernahmen ablehnen. Wenn es wie mancherorts Segnungsgottesdienste gäbe, in denen eine Person der Gemeinde mit ihrem neuen Namen vorgestellt wird, und sie ähnlich wie bei einer Taufe oder Eheschließung von ihren Mitmenschen Zuspruch erfährt.

Sich dem Perspektivwechsel stellen

„Gott hat mich gesegnet, indem Gott mich transsexuell gemacht hat, aus demselben Grund, wie Gott Weizen, aber nicht Brot, Frucht, aber nicht Wein machte – damit die Menschheit teilhabe am Schöpfungsakt.“ (frei übersetzt; zitiert aus: „Something That May Shock And Discredit You“ von Daniel M. Lavery)

3. *Gemeinsam mit uns fallen Fragen ein, die alle weiterbringen:* Leider sind immer noch viele Menschen ganz unabhängig von ihrer Konfession davon überzeugt, dass es nur zwei Geschlechter geben kann und dass ein*e Schöpfer*in oder „die Natur“ doch nicht absichtlich irgendwen hat „trans machen“ können. Realität und



Foto: dpa

fundierte wissenschaftliche Forschung unterstreichen aber, dass sowohl mehr als zwei Geschlechter existieren, als auch dass viele Trans-Personen nur ihre Geburt als Startpunkt ihres Trans-Seins benennen können.

Die Zweigeschlechterordnung ist eine wichtige Säule des Patriarchats. Es braucht die vermeintliche Gegensätzlichkeit von Mann und Frau, um rechtfertigen zu können, weshalb ihnen unterschiedliche Rollen und Behandlungen zuteilwerden. Inter- und nicht-binäre Personen passen in diese sogenannte Cisnormativität, also die gesellschaftliche Erzählung, alle seien entweder als Mann oder Frau geboren und bleiben es, nicht rein. Trans-Personen hinterfragen dann auch noch, ob die Zuordnung bei der Geburt denn



Nyke Slawik (Bündnis 90/Die Grünen)
spricht Anfang September 2023 im Bundestag.

ein genau gegenteiliges Verständnis von Namensänderungen zu entwickeln? Ein Verständnis, das Namensänderung als eine private Angelegenheit betrachtet, die gar keine Hürden, nur vielleicht etwas bürokratische Ordnung braucht. Wir sehen unter anderem an Trans-Personen und geschlechtsaffirmativen Maßnahmen, wie sehr sich eine Investition in Gesundheitsleistungen lohnt, wirtschaftlich und gesellschaftlich. Weshalb schaffen wir es nicht, den Gesundheitsbereich üppig auszustatten und medizinische Leistungen unkompliziert zugänglich zu machen?

Neue Perspektiven von Trans-Personen bereichern ebenso biblische Geschichten. Wahrscheinlich kennen Sie Memes, das sind Bilder, die oft mit neuem Text in einen anderen Kontext gesetzt werden. Ein solches Meme zeigt ein Gemälde, auf dem der Jünger Thomas zu sehen ist, wie er die Wunden am auferstandenen Körper Jesu begutachtet. Dazu textete jemand: „Jesus, wie er seine Mastektomie-Narben den Jüngern präsentiert.“ Das mag

Trans-Personen können nachvollziehen, was es bedeutet, wenn Menschen ihr Leid validieren.

erstmal wie ein absurder, für einige gar blasphemischer Kontext wirken. Trans-Personen können aber durchaus nachvollziehen, was es bedeutet, wenn Menschen erst ihr Leid validieren und ihre Narben sehen wollen, um sie als die zu akzeptieren, die sie sind. Und dann ist es doch spannend, dass es hier einen auferstandenen Jesus gibt, für viele ein starkes Fundament ihres Glaubens, der genauso Narben trägt. So gibt es transfeindliche Stimmen, die sich angeblich Sorgen machen um die armen trans Körper, die doch ursprünglich so perfekt sind und nun Narben tragen. Dahinter steckt Behindertenfeindlichkeit und ein falsches Verständnis darüber, wie viel Stolz auf überstandene Kämpfe auch in den Spuren unserer Körper stecken kann. Queer- und Trans-Theologie bieten Möglichkeiten, Texte auf ganz neue Weise zu durchdringen, da unsere Lebensrealitäten bisher in der Exegese wenig bis überhaupt keinen Einklang fanden.

Aufschwung der Queerpolitik

Die Debatte um queere Grund- und Menschenrechte wird definitiv größer. Das belastet queere, trans, inter und nicht-binäre Personen. Darüber darf allerdings nicht vergessen werden, dass es auch Gründe gibt, weshalb sich menschenfeindliche Kräfte genau jetzt aufgerufen sehen, wieder besonders viel Stimmung gegen uns zu machen. Wir sind dabei, die Gesellschaft wirklich zum Positiven verändern zu können! Mit dem Selbstverständnis der Bundesregierung als „Fortschrittskoalition“ und einem Queerbeauftragten der Bundesregierung gibt es auch im Parlament so viele queerpolitisch arbeitende Abgeordnete wie nie zuvor. Wir konnten einen „Aktionsplan Queer Leben“ auf den Weg bringen, um im Selbstbestimmungsgesetz einige Fortschritte zu verankern, und auch beim Abstammungsrecht setzen wir uns für Regenbogenfamilien ein. Wir sind schon immer Teil dieser Gesellschaft, Teil der Kirche, Teil vieler Familien. Wir laden dazu ein, diesen Teil zu sehen und wertzuschätzen. ◀

unausweichliches Schicksal sein muss. Sie werfen nicht nur die Zuteilung von Geschlechterrollen und Privilegien über den Haufen, sondern verabschieden sich vom vermeintlich dahinterliegenden Grund. Kann die Existenz von Trans-Personen etwa ein Segen sein, Dinge, die schief laufen, zu hinterfragen?

Trans-Sein stellt unsere Gesellschaft gerne vor neue Fragen, sofern wir offen sind für Perspektivwechsel. Zum Beispiel: Wie zeitgemäß sind Vermerke bei den Behörden über den Personenstand, also den Geschlechtseintrag? Im Personalausweis steht dieser Eintrag nicht. Weshalb sind die Hürden für Namensänderungen in Deutschland so hoch? Wird es nicht endlich Zeit, sich komplett vom NS-Erbe Hans Globkes zu verabschieden und

Wie fühlt sich Seligkeit an?

Der transsexuelle Pfarrer Sebastian Klee beschreibt, wie er zu dem wurde, der er ist

SEBASTIAN KLEE

Vierzig Jahre lang hatte er dieses Gefühl. Immer wieder glaubte er, er sei irgendwie falsch, ohne zu wissen warum. Immer wieder traf er auf Unverständnis oder Ablehnung, weil sein unbewusstes Verhalten nicht den Erwartungen entsprach, die man in sein weibliches Erscheinungsbild hineinrug. Erfahrungen und Reflektionen des transsexuellen Pfarrers Sebastian Klee aus der Landeskirche in Braunschweig.

Ich werde mich wohl immer an den Sonntagmorgen im Juni 2017 in der Lorenzkirche in Nürnberg erinnern. An den Gottesdienst, als mir klar wurde: Ich bin nicht Frau – ich bin Mann! Und ich kann und will und werde das leben. In dem Moment war die Erkenntnis da. Und mit ihr diese irre Mischung aus Erleichterung und Seligkeit – ich könnte die ganze Welt umarmen. Endlich – angekommen. Und gleichzeitig die ganzen Fragen: Was werden Mutter und Freund_innen sagen? Wie geht mein Leben jetzt weiter? Kann ich Pfarrer bleiben? Und dazwischen dieses einzigartige Gefühl: Wow – das bin ich, und ich bin so!

Männliche Puppe

Selig sind, die zu sich selbst gefunden haben, denn Gott hat sie so gemacht. Ich erinnere mich noch genauso gut an die eine Woche 40 Jahre vorher in der Kita, als alle Mädchen ihre Lieblingspuppe mitbringen durften. Ich stand vor dem Problem, dass ich überhaupt keine Puppe hatte. Notgedrungen kaufte mir meine Mutter eine, wir wollten nicht auffallen. Ich bestand darauf, dass es eine männliche Puppe sein musste. Die lag dann die ganze Woche in der Kita in einer Ecke, während ich auf dem Bauteppich fröhlich Türme und Häuser baute und zum Einsturz brachte. Als am Freitag derselben Woche die Jungen ihr Lieblingsstofftier mitbringen durften, hätte ich eine große Auswahl gehabt, aber ich wurde ja nicht als Junge gelesen. Mein bester Freund brachte seinen Hund mit, und wir hatten viel Spaß an dem Tag, nur dass ich am Ende der Woche mit dem Gefühl nach Hause ging: Etwas passt nicht. Worte oder Ideen hatte ich keine, auch niemanden, der mich in meiner Not verstehen konnte oder wollte.

40 Jahre lang hatte ich dieses Gefühl. Immer wieder spürte ich, ich bin falsch, ohne zu wissen, warum. Immer wieder traf ich auf Unverständnis oder Ablehnung, weil mein unbewusstes Verhalten nicht den Erwartungen entsprach, die man in mein weibliches Erscheinungsbild hineinrug. Es ist eine Erfahrung,

die viele transidente und auch nichtbinäre Menschen bereits in ihrer Kindheit und Jugend machen. Und die tiefer geht als eine Verweigerung, sich gesellschaftlichen Rollenerwartungen an ein Geschlecht anpassen zu wollen. Es ist ein „Nicht-Können“, kein „Nicht-Wollen“.

Längst im Berufsleben angekommen ging ich zunehmend dazu über, in der Öffentlichkeit Frau zu spielen. In meinen Kirchengemeinden war ich fast ausschließlich von männlichen Kollegen umgeben. Die doppelte Irritation, „da ist eine Frau, das ist neu, aber die verhält sich gar nicht wie eine“, nahm ich wahr. Aber alle Versuche, damit konstruktiv umzugehen, waren zum Scheitern verurteilt. Ich konnte es nicht. Irgendwann fingen die

Foto: akg



Paul Gauguin (1848–1903): „Die Vision nach der Predigt oder Der Kampf Jacobs mit dem Engel“, 1888.

Gemeinden an, sich damit zu arrangieren, und wenn dann mal eine Frau an meiner Seite arbeitete, die sie in sich stimmig erlebten, war es für alle Beteiligten oft eine Erleichterung. *Selig sind, die sich nicht unterkriegen lassen von den Windungen und Brüchen des Lebens, Gott verspricht ihnen: Ich bin bei dir.*

Als ich mich vor sechs Jahren auf den Transweg machte, konnte ich mir nicht vorstellen, wie andere Menschen reagieren werden, schon gar nicht im kirchlichen Umfeld. Darum wird mir und wohl auch meiner Gemeinde der 29. Oktober 2017 immer in Erinnerung bleiben. Jener Sonntag, als ich mich ihnen nach dem Gottesdienst erklärte und mich auf den öffentlichen Transweg aufmachte. Und ja, ich selbst habe in den Wochen und Monaten danach mein eigenes Weltbild neu definieren müssen und mich von Vorurteilen verabschiedet. Ich erfuhr eine sehr große Wertschätzung und Offenheit, die ich im Schatten des Würzburger Doms in einer Landgemeinde mit gerade einmal 10 000 Menschen nie und nimmer erwartet hätte. Der Grund war: Sie kannten mich. Abstrakt konnten sich zwar viele schwer vorstellen, was es bedeutet, transident zu sein. Aber bei mir, meinten viele, können sie sich das sehr gut vorstellen. Sie verstanden mich.

Und selig sind, die Gottes Vielfalt trauen, denn ihre Phantasie und Kreativität wird Tag für Tag genährt. Wie oft bin ich gefragt worden: Was sagt eigentlich Gott dazu, was die Bibel. Alles außer einem standardisierten heterosexuellen Leben sei doch Sünde. Und immer wieder frage ich mich selbst: Wer hat eigentlich damit angefangen, in Gott einen vollkommen kreativitätsbefreiten, einfalllosen Zeitgenossen zu sehen? Einen, der zwanghafte Ordnungssysteme braucht, der in der kosmischen Weltregierung den Job des Innenministers perfekt ausfüllen würde?

Sucht man nach biblischen Referenzerzählungen, so fallen drei Geschichten auf, in denen es um tiefgreifende Identitätswechsel oder auch inkongruente Geschlechtsidentitäten geht. Nach dem Kampf am Jabbok vollzieht Jakob einen fundamentalen Identitätswechsel. Von nun an ist er Israel. Kaum etwas erinnert mehr an seine Existenz als Betrüger und Flüchtiger, er wird zum Vater eines großen Volkes. Allerdings bezahlt er diesen Wechsel mit seiner körperlichen Unversehrtheit. Das Ringen mit Gott, mit der Vergangenheit, mit einem Leben im Falschen hinterlässt dauerhafte Spuren. Transidente Menschen kennen diese verlorene Unversehrtheit auf dem Weg zur körperlichen Angleichung, und



gleichzeitig erleben viele: Ohne die Operationen und Eingriffe in den Körper geht es nicht.

Auch Paulus vollzieht einen fundamentalen Identitätswechsel, der tiefgreifend sein Leben ändert. Mit dem bisherigen will er nicht mehr viel zu tun haben und auch nicht unbedingt darauf angesprochen werden. So wie die meisten transidenten Menschen auch. Als ich im Juni 2017 in der Lorenzkirche saß und von einem Moment auf den nächsten endlich zu mir gefunden hatte, fehlte nur noch der Lichtstrahl, um mich wie Saulus vor Damaskus zu fühlen.

Als drittes Narrativ lohnt ein Blick auf die Josefs Geschichte. Josef fühlt sich in Kleidern wohl, er trägt sie gern zur Schau. Folgt

Transidente Menschen erkennen sich in Josef wieder und schöpfen Hoffnung für ihren eigenen Lebensweg.

man den hebräischen Formulierungen, wird deutlich, dass es sich um Frauengewänder handelt. Er wird von seinen Brüdern fast bis zum Tod abgelehnt, überlebt nur knapp. Wir wissen viel zu wenig über die Hintergründe der Geschichte, um eindeutig zu klären, ob es sich hier um eine Erzählung eines transidenten Menschen handelt oder nicht. Transidente Menschen erkennen sich in Josef wieder und schöpfen Hoffnung für ihren eigenen Lebensweg, in dem nach vielen Leiden, Ablehnung, Umwegen und Schmerz am Ende alles gut werden wird, wann auch immer dieses Ende gekommen sein mag.

Selig seid ihr, die ihr euch zeigt. Die ihr von euch erzählt. In eurem Erzählen liegt Segen. Denn durch euer Vorbild finden Menschen zu sich selbst. Finden sie den Mut für ihren Weg. Darf man Gott ins Handwerk pfeifen? Darf man in einen Körper medizinisch eingreifen, um mit ihm leben zu können? Richtigerweise wird diese Frage nicht gestellt, wenn die Hauptschlagadern bei Neugeborenen falsch gewachsen sind oder ihr Körper kein Insulin produziert. Darum sehe ich keine guten theologischen Gründe, die notwendigen Operationen transidenter Menschen infrage zu stellen, ohne die für die meisten kein sinnvolles Leben vorstellbar ist.

Auch die Medizin ist eine gute Gabe Gottes. Sie hilft bei Knochenbrüchen und Depression, bei defekten Herzklappen und Lungenentzündung. Und sie hilft transidenten Menschen aus der oft lebensfeindlichen Dysphorie zwischen Identität und körperlicher Verfasstheit.

Vermeintliches Wissen

Betrachtet man die Gott-Mensch-Beziehung in der Bibel differenziert, fällt auf, dass die körperliche Hülle dabei nahezu keine Rolle spielt (Jeremia 1,5). Vielmehr sind Beziehung, Haltung und Handeln wichtig. In 1. Korinther 15 geht Paulus so weit, dass die diesseitige Leiblichkeit vorläufig ist, endet, und ein neuer geistiger Leib entstehen wird. Auch hier zeigt sich, dass die körperliche Verfasstheit für die Gottesbeziehung und die Erlösung eines Menschen keine Rolle spielt. Folglich sollte sich Theologie auch aus der Frage heraushalten, ob der medizinische Transweg von Gott gewollt sein könnte. Der biblische Befund legt nahe, dass es für Gott keine Rolle spielt. Manche Menschen meinen, ganz genau zu wissen, was Gott eigentlich gedacht hat. Ich halte dieses vermeintliche Wissen für übergriffig, besonders dann, wenn es um das Leben anderer geht. Und die Zuwendung Gottes, seine Liebe,

sein Mitgehen, hängt nicht an der äußeren Hülle eines Körpers, der vergänglich ist. Die Zuwendung gilt der Person, die immer mehr ist, als wir beschreiben können. *Und selig sind, die Gottes Vielfalt trauen, denn ihre Phantasie und Kreativität wird Tag für Tag genährt.* Nach den Seligpreisungen sagt Jesus einen sehr wichtigen Satz: Zeigt euch! Nicht verstecken, nicht klein machen. Seid Licht, seid Salz. Seid laut und zeigt euch. Menschskinder, Gottes geliebte Söhne und Töchter. Mit dem, was ihr seid und braucht.

Selig seid ihr, die ihr euch zeigt. Die ihr laut seid. Die ihr von euch erzählt. In eurem Tun, in eurem Erzählen liegt Segen. Denn durch euer Vorbild finden Menschen zu sich selbst. Finden sie den Mut und finden sie Wegbegleiter_innen. Entgegen meinen ersten Befürchtungen habe ich seit meinem Outing 2017 nur sehr vereinzelt Ablehnung erlebt. Es überwiegt die Erfahrung, dass Menschen erleben, wie kongruent ich mit mir seitdem leben kann, weil ich endlich ich bin. Gerade in kirchlichen Kontexten bin ich auf viel Offenheit gestoßen, sei es in Gemeinden, bei leitenden Personen oder auch in den Personalabteilungen der Landeskirchenämter. Ich habe hier bereits erlebt, was die neueste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung VI bestätigt. Die Offenheit für queeres Leben ist viel breiter in der Mehrheit der kirchlich verbundenen Menschen etabliert, als es die verhärteten ablehnenden Postings in den Echokammern der Kommentarspalten sozialer Netzwerke vermuten lassen.

Geduld und Durchhaltevermögen

Gleichzeitig habe ich große Zumutungen und Härten auf dem Weg erfahren. Diskriminierende Gesetze und einengende medizinische Richtlinien fordern viel Geduld und Durchhaltevermögen. Nicht alle schaffen diesen Weg. Die Wartezeiten auf die verpflichtende Begleitpsychotherapie sind lang, in spezialisierten Kliniken betragen die Wartezeiten teilweise zwei Jahre und mehr. Die Gänge zu Gutachtern und Gerichten, Verhandlungen mit Krankenkassen bilden eine große Hürde. Viele transidente und intersexuelle Personen fürchten sich vor den Gesprächen. Letztlich müssen sich die Gutachter_innen auf die Selbsterklärungen verlassen. Weder Blutbild noch Gehirns scan noch Genanalyse können Transidentität oder Nichtbinarität ausreichend erklären. Und doch gibt es sie.

Ich wünsche mir, dass queere Menschen sich angstfrei auf den Weg machen können, der immer noch genug Klippen und Hürden bereithält. Es bleibt zu hoffen, dass das Selbstbestimmungsgesetz endlich Fortschritte mit sich bringt, auch wenn es nicht alle Probleme löst. Es wird viel Leid mildern und manchen Suizidversuch verhindern.

Ich warte auf den Tag, an dem wir nicht mehr erklären müssen, warum wir sind, wie wir sind. Sondern dass für alle Gottes wunderbarer Satz gilt: Ich kannte dich, ehe ich dich im Mutterleib gemacht habe. Du bist mein geliebtes Menschenkind. *Selig sind, die zu sich selbst gefunden haben, denn Gott hat sie so gemacht.* ◀

HINWEIS

Sebastian Klee bekannte sich als bayerischer Gemeindepfarrer im Oktober 2017 öffentlich zu seiner Transidentität. Seit 2020 arbeitet er in der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig. 2019 erschien im Claudius Verlag unter dem Namen Sebastian Wolfrum seine Autobiografie *Endlich ich. Ein transsexueller Pfarrer auf dem Weg zu sich selbst.*



Christopher-Street-Day-Demonstration im September dieses Jahres in Erfurt.

Transformation ist ein Euphemismus

Operationen zur Geschlechtsangleichung haben ihre Risiken, sie sollten beachtet werden

MARTINA LENZEN-SCHULTE

Transpersonen haben oft eine lange Leidensgeschichte hinter sich, die manche nach meist tiefem Nachdenken dazu motiviert, geschlechtsangleichende Behandlungen vornehmen zu lassen. Dabei sollten jedoch die Nebenwirkungen, die mit solchen Operationen verbunden sind, weder verdrängt noch kleingeredet werden. Diese Eingriffe und ihre Folgen beschreibt die Medizinjaurnalistin, Buchautorin und Ärztin Martina Lenzen-Schulte.

Es sollte erwachsenen Menschen grundsätzlich möglich sein, geschlechtsangleichende Behandlungen (Transitionen) in das Geschlecht vorzunehmen, das eine Person für sich als einzig stimmig begreift. Denn Transpersonen haben oft eine lange Leidensgeschichte hinter sich, die sie nach meist tiefem Nachdenken zu diesem Schritt bewogen hat. Zugleich sollten jedoch die Nebenwirkungen, die mit solchen Operationen verbunden sind, weder verdrängt noch kleingeredet werden. Formulierungen wie „Ich will meine Brüste zurück“ oder „Mein Penis ist für immer weg, und ich bereue es“ machen derzeit international Schlagzeilen. Ist das nur ungerechtfertigte Panikmache von transphoben Gruppen? Sollen

mit Hilfe dieser Einzelschicksale Operationen zur Geschlechtsangleichung schlechtgeredet werden, wie ein Vorwurf gegen diese Berichte lautete? Diese Fragen gewinnen zunehmend an Bedeutung, denn die Zahl derer, die ihre Transition von dem einen in ein anderes Geschlecht* bereuen, steigt stetig. (Hier wird mit Begriffen eines binären Geschlechtsverständnisses operiert, weil dieses der Vorstellung derer, die sich einen männlichen Körper anstelle eines weiblichen wünschen und umgekehrt, zugrunde liegt. Auch wenn es zahlreiche andere Konzepte bei Queerpersonen gibt – demi, fluid, et cetera –, kann man die Transitionsoptionen nur so diskutieren.)

Wurde lange beschwichtigend behauptet, die wenigsten oder allenfalls einige Prozent hielten inne auf dem Weg in die Transition oder wollten wieder zurück ins alte Geschlecht, zeigen kritische Studien inzwischen, dass der Anteil bis zu einem Viertel betragen könnte. Es werde außerdem erwartbar mehr „De- oder Retransitionierende“ geben, prognostizierte die leitende Ärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitätsklinik im finnischen Tampere, Riittakerttu Kaltiala, erst unlängst in einem Interview mit dem schweizerischen *Tagesanzeiger*. Der Operationsboom hält indes ungebrochen an. So lag die Anzahl der chirurgischen Geschlechtsumwandlungen in Deutschland im Jahr 2012 bei 883, ein

krankhafte Variante bei Bindegewebserkrankungen, ein Zustand, der Lust verhindert. Wenn bei Transformationsoperationen die Klitoris regelrecht gehäutet und danach versteckt wird, wäre es verwunderlich, wenn dieses erogen hochfunktionelle Organ keinen Schaden erleiden würde. Wer die Betroffenen in wissenschaftlichen Studien befragt und ihnen eine Stimme gibt, kann Antworten wie diese protokollieren: „Das erotische Gefühl ist geringer als vor der Operation. Mir war nicht klar, dass meine Klitoris nach der Operation verborgen sein würde, was es weit schwieriger macht, sie zu stimulieren.“

Das sind nicht die einzigen Nachteile. Das neu konstruierte Organ benötigt Schwellkörper für die Versteifung des Glieds und eine Pumpe, die in einem – ebenfalls neu geschaffenen – Hodensack versteckt wird. Im engen Beckenbereich zwischen Harnblase und Beckenring wird ein Reservoir oder Beutel mit wässriger Kochsalzlösung verborgen. Sie wird vom Reservoir in die Schwellkörper gepumpt und kann abgelassen werden, was Erektion und Erschlaffung ermöglicht.

Aber dabei kann viel schiefgehen: Insgesamt werden die Komplikationsraten für Penisprothesen mit Schwellkörpern auf mehr als ein Drittel (36,2 Prozent) beziffert. Mit Problemen bei der Pumpfunktion muss fast die Hälfte (45,2 Prozent) der Operierten rechnen. Das sind Raten, die in jeder anderen medizinischen Disziplin sofort massive Kritik hervorrufen würden. Noch schwieriger wird es, wenn Transmänner im Stehen Wasser lassen möchten – offenbar ein wichtiger Aspekt der Transformation für viele. Die männliche Harnröhre ist rund dreimal länger als die weibliche. Es muss angestückt werden mittels Gewebeverpflanzungen, was in bis zu drei Vierteln der Operierten zu Komplikationen führt, die nicht alle mit Hilfe von erneuten Eingriffen zu beheben sind, hohe Versagerquoten inbegriffen. Wer das vermeiden will, muss den Ausgang der Harnröhre unterhalb des Penischaftes belassen.

Was wird gemacht, wenn eine künstliche Vagina geschaffen wird? Bei sogenannten genitalen Bottom-Operationen wird die Penishaut von innen nach außen gedreht (Penile Inversion): Das männliche Glied wird gehäutet, daraus ein Schlauch geformt, dieser danach in die Aushöhlung platziert, die zuvor vor dem Anus in den Beckenboden gebohrt wurde. Mitunter werde – das nennt sich „Penoskrotale Technik“ – noch Haut vom Hodensack oder von anderen Körperregionen hinzugenommen und an den Penishautschlauch angenäht, um adäquate Weite und Länge der neuen Scheide, der Neovagina, zu gewährleisten.

Klagen von Betroffenen

Dies ist ebenfalls problematisch: Die Klagen von Betroffenen, ihre Neovagina sei zu kurz und zu eng, sollten ernst genommen werden. Das Problem nimmt offenbar zu, weil inzwischen viele Betroffene vor solchen operativen Eingriffen mit Pubertätsblockern und Cross-Sex-Hormonen behandelt worden sind: Diese bremsen aber das Penis- und Hodensackwachstum aus. Daher steht nicht mehr genügend Gewebe für die Formung einer ausreichend großen Vagina zur Verfügung. Ersatz bietet der Darm, der auch ein schlauchförmiges Organ ist.

Wer verlässliche Aussagen zur Ergebnisqualität sucht, wird enttäuscht. Laut Befragungen dehnt fast die Hälfte der Transfrauen ihre Neovagina wöchentlich mit penisartigen Stäben, um sie offen zu halten, denn sie verengt sich sonst wieder. In Internetforen heißt

es so ehrlich wie schonungslos: „Ich habe bei mir auch bemerkt, dass es einen riesen Unterschied bei der Tiefe und auch beim Einführen macht, ob ich auf der Toilette war und mich entleert habe oder nicht. Na logisch! Unsere Vagina ist kein Muskel und die älteren Organe haben nun mal Hausrecht! Da muss man einfach kompromissbereit sein! Wenn der Darm voll ist, drückt er natürlich auf unsere Neovagina.“

Zudem ist mit einer Menge unerwünschter, teilweise geruchsintensiver Ausflüsse zu rechnen, insbesondere, wenn Darmgewebe verwendet wurde. Auch dies thematisieren Betroffene in Foren im Internet, in der originalen Schreibweise: „Ja ich weiß bei einer Sigmascheide kommt es zu ständigen Ausfluss und zu unangenehmen Geruch. Mir ist das aber ziemlich egal denn Binden muss ich seit einem 1 Jahr sowieso täglich tragen da ich auch jetzt schon starken Ausfluss habe und riechen tut es jetzt auch nicht gerade nach Rosen.“ Dort ist ebenfalls zu lesen: „Ich mag es nicht, wenn immer wieder gesagt wird, wie toll denn alles sei und wie problemlos. Das sagen sehr viele, egal wer sie operiert hat. Meiner Meinung nach ist das eben nicht wahr. Es ist keine Bio Vagina und eine Neovagina braucht eben viel mehr Pflege, als eine natürliche und ich will, dass das die Menschen wissen. Das sagt dir nur kein Arzt vorher.“

Ein Selbsthilfverein räumt ein, dass in circa 30 Prozent eine Nachoperation notwendig ist – sei es zur Verbesserung des kosmetischen Ergebnisses oder aufgrund von Komplikationen. Jeder Zehnte müsse mit einer nur geringen Tiefe der Vagina von unter acht Zentimetern rechnen. Zudem könne der Harnstrahl nach der Operation durch Schwellungen oft stark abgelenkt sein oder „gießkannenartig“. Das bessere sich zwar, exakt gerade werde er jedoch

Die informierte Einwilligung ist ein Meilenstein unserer Medizinkultur.

nur selten. Ein Viertel der umgewandelten Transfrauen klagt, es wüchsen Haare aus der ehemaligen Penishaut in der Scheide. Die vielen Infekte und der Geruch verwundern kaum, denn die Bakterienzusammensetzung einer Neovagina ist so, als wäre eine natürliche Scheide ständig entzündet. Komplikationen sind umso häufiger, je früher im Leben solche Eingriffe vorgenommen werden.

Eine Schlussbemerkung: Informed consent – die informierte Einwilligung in medizinische Behandlungen – ist ein Meilenstein unserer Medizinkultur. Einwilligen in eine Operation kann nur derjenige, der vollständig über Risiken und Nebenwirkungen aufgeklärt worden ist. Transpersonen haben wie alle anderen Patient:innen das Recht, mögliche dauerhafte Schäden von Angleichungsoperationen gegen den erhofften Nutzen abwägen zu können. Manche dieser Eingriffe verstümmeln den Beckenboden von weiblichen und männlichen Körpern. Sie machen sie inkontinent, sie verursachen Schmerzen und machen zahlreiche Nachoperationen notwendig. Aber vor allem steht eine lustvolle, befriedigende und erfüllende Sexualität auf dem Spiel. Das sollten alle wissen, die Angleichungsoperationen für sich erwägen. ◀

HINWEIS

Wissenschaftliche Publikationsnachweise zu den Aussagen im Text sind über die Autorin erhältlich (Kontakt über den Blog: www.geburtsrisiken.de).

„Das ist für mich Diktatur“

Gespräch mit der Geschlechterforscherin Monika Barz über ihre Prägung in der Frauen- und Lesbenbewegung, warum die Transfrage die Bewegung spaltet und das neue Selbstbestimmungsgesetz

zeitzeichen: Frau Professorin Barz, seit wann sind Sie in der Frauenbewegung aktiv?

MONIKA BARZ: Seit meinem 18. Lebensjahr: 1972 habe ich Abitur gemacht. Ich bin zum Studium nach Karlsruhe gegangen, Ort des Bundesverfassungsgerichts. Da ging es frauenpolitisch mit mir los. Es war der Ort der heißen Debatten um den Paragraphen 218. Ich lebte damals noch in einer Männerbeziehung, in einer sehr guten übrigens. Mit dem Aufbruch der Frauenbewegung bin ich frauenpolitisch aktiv geworden.

Wann haben Sie sich als lesbisch geoutet? War das schwer für Sie?

MONIKA BARZ: Das war Anfang der 1980er-Jahre. Ich bewegte mich ja innerhalb der Frauenbewegung, da erlebte ich erstmalig Lesben. Das half. Das war anders für lesbische Frauen im evangelisch-kirchlichen Milieu, mit denen ich im Kontakt stand. Die taten sich schwer. Es war in ihrem Umfeld „Sünde“: Da machst du etwas, was angeblich zwischen dir und Gott steht. Verglichen mit denen hatte ich es easy.

Ursprünglich waren Sie katholisch.

MONIKA BARZ: Ja, ich bin mit 21 aus der katholischen Kirche ausgetreten. Ihr Umgang mit dem Paragraphen 218 hat mich als junge Frau empört und

Ich wurde selbst mit Alice Weidel in eine Reihe gestellt. Aber wer so dumm ist, entlarvt sich selber.

ermächtigt wahrzunehmen, welches Unrecht da geschieht. Dann habe ich einige Jahre ohne kirchlichen Bezug gelebt. Später habe ich in der evangelischen Kirche die feministische Theologie wahrgenommen, die mir sehr guttat. Ich empfand die evangelische

Kirche damals schon viel weiter. Wir lesbischen Frauen erlebten Solidarität durch heterosexuelle Frauen aus der kirchlichen Frauenbewegung, das war fantastisch.

*Nach all diesen Jahren in der neuen Frauenbewegung nach 1945: Hätten Sie gedacht, dass die Trans*Frage die feministische Bewegung so spalten könnte?*

MONIKA BARZ: Nie und nimmer! Deshalb bin ich noch einmal aktiv geworden. Ich bin 2016 in Rente gegangen und habe gedacht, ok, jetzt engagiere ich mich nur noch für das Netzwerk LSBTTIQ Baden-Württemberg, ich war ja mittendrin in der LGBTQI+-Bewegung. Die spätere Spaltung hat mich voll überrascht und tut auch entsprechend weh.

Wurden Sie schon einmal als TERF diffamiert, also als „Trans-ausschließende Radikalfeministin“ (von: Trans-Exclusionary Radical Feminism)?

MONIKA BARZ: Na, selbstverständlich. Ich wurde selbst mit Alice Weidel in eine Reihe gestellt. Aber wer so dumm ist, entlarvt sich selber.

Können Sie das erklären, woher kommt diese Heftigkeit oder dieser Hass auf Frauen wie Sie?

MONIKA BARZ: Es gibt Persönlichkeiten, die als Transpersonen einen schweren Weg hinter sich haben. Das akzeptiere ich. Ich glaube, ein Mann, der sich als Frau fühlt, ist davon abhängig, dass die Menschen um ihn herum ihn ständig bestätigen. Denn diese ganze Verunsicherung in sich selbst muss ja irgendeine Lösung finden. Und die Lösung finden diese Personen darin, dass sie immer die Bestätigung von außen brauchen.

Das ist nun ziemlich psychologisierend.

MONIKA BARZ: Ja, das ist ja nur die Seite der Betroffenen. Politisch relevanter ist diese Mitläuferkultur drum herum, die ist für mich viel entscheidender. Diejenigen, die am Rande stehen und klatschen. Die Transbewegung hat diese Kraft entfaltet, weil sie das patriarchale System an sich nicht in Frage stellt.

Das müssen Sie erklären.

MONIKA BARZ: Die Transbewegung stellt nicht die Geschlechtsrolle von Frauen und Männern in der Gesellschaft in Frage, sondern den eigenen Körper. Und die Geschlechtsrolle ist ja genau das, was für uns Frauen seit Jahrhunderten eigentlich das politische Problem ist. Wir haben ja kein Problem mit unserem Körper, sondern mit dem, was man aufgrund unserer körperlichen Beschaffenheit uns zuschreibt, von uns erwartet, uns verbietet, mit uns macht und so weiter. Die Transbewegung ist eine Bewegung, die absolut stromlinienförmig das Patriarchat zementiert.

Sie meinen, die gesellschaftliche Frauenrolle werde gestärkt, indem sich die Transfrauen genauso verhalten, wie eine patriarchale Gesellschaft erwartet, dass sich eine Frau verhalten sollte?

MONIKA BARZ: Ja, der Transaktivismus zementiert die gesellschaftlichen Vorstellungen von Männern und Frauen. Anstatt das Geschlechtsrollenspektrum zu öffnen und zu sagen: Natürlich darf auch ein Mann einen Rock anziehen oder eine Perücke tragen! Warum nicht? Darf er. Der Transaktivismus stellt ja gar nichts in Frage, weder die Heterosexualität noch die Rollenzuschreibungen. Er ist systemkonform. Deshalb wehrt sich das Patriarchat auch nicht dagegen.



Foto: privat

Monika Barz (geboren 1953 in Castrop-Rauxel) promovierte an der Universität Hannover über die Identifikationsmöglichkeiten lesbischer Frauen in den Kirchen. Sie ist seit Jahrzehnten in der autonomen Frauenbewegung aktiv, so war sie unter anderem Mitbegründerin des Autonomen Frauenhauses Tübingen. 1985 war sie eine der Initiatorinnen der ersten Lesbentagungen an der Evangelischen Akademie in Bad Boll, die sie bis 1997 jährlich mitverantwortete. 1987 war sie eine der Autorinnen des Buches „Hättest Du gedacht, dass wir so viele sind. Lesbische Frauen in der Kirche“. Monika Barz war von 1993 bis 2016 Professorin für Frauen- und Geschlechterfragen an der Evangelischen Hochschule in Ludwigsburg.

Aber Transpersonen betonen doch, es sei eben ihre Identität, eigentlich dem anderen Geschlecht zuzugehören. Das ist tief gegründet in dem, wie man sich selber versteht.

MONIKA BARZ: Wie verstehen Sie sich selbst? Haben Sie eine Identität als Mann?

Wahrscheinlich schon.

MONIKA BARZ: Woran macht sich das fest? An dem, was Sie anziehen? Ich weiß es nicht, wie ich mich als Frau fühle. Ich bin Monika, ich habe einen weiblichen Körper, der hat bestimmte Auswirkungen auf mein Leben.

Und diese Auswirkungen auf mein Leben, die finde ich in einer patriarchalen Gesellschaft unerträglich.

Aber würden Sie nicht sagen, es gehört zu Ihrer Identität, dass Sie eine Frau sind?

MONIKA BARZ: Als Frau habe ich mich in 70 Jahren nie gefragt, ob und wie ich mich als Frau fühle. Ich weiß, dass mir als Frau bestimmte Aufgaben in dieser Gesellschaft zugeschrieben werden. Die sind das Problem. Wir sind alle erst einmal Menschen. Mich stört im Zusammenhang mit Identitäten, dass es nicht einmal eine gesellschaftliche Debatte zum Thema geben soll. Bundesfamilienministerin Lisa Paus hat bei einer Pressekonferenz vergangenes Jahr gesagt: Transfrauen sind Frauen. Punkt. Keine Debatte. Das ist für mich Diktatur.

Das ist jetzt ein überaus scharfes Wort. Frau Paus kann doch als Ministerin diese politisch-gesellschaftliche Wertung abgeben. Das hat doch mit Diktatur nichts zu tun.

MONIKA BARZ: Nein, Diktatur ist, wenn Frau Paus daraus ein Gesetz macht. Natürlich, sie kann das ja selber so sehen, aber daraus für alle ein Gesetz zu machen, ist für mich ziemlich heftig. Das verstößt für mich gegen die Glaubensfreiheit. So will ich das hier im religiösen Umfeld nennen. Allein für sich darf Frau Paus „Transfrau ist Frau“ natürlich glauben.

Aber mit „religiös“ hat das doch auch nichts zu tun.

MONIKA BARZ: Glaubensfreiheit heißt doch, geschützt ist die Vorstellung, die ich von der Welt habe und von dem, was mir wichtig ist in der Welt. Da stehe ich voll dahinter. Glaubensfreiheit ist für mich ganz eng mit Meinungsfreiheit verbunden. Nur dass es halt nicht nur die sichtbaren Dinge umfasst. Da fängt für mich Glauben an, dass ich zu dem, was nicht sichtbar ist, eine Haltung einnehme. Das ist ein absoluter Wert unserer Gesellschaft, dass Meinung und Glaubensfreiheit geschützt sind. Und das gilt auch, wenn es den Fakten widerspricht, dann hat

er oder sie das Recht dazu. Wir sehen Gott nicht, aber wir dürfen an ihn glauben, warum nicht?

Nun ist ein Argument der Befürworter des Selbstbestimmungsgesetzes, dass es hier nur um einen Eintrag beim Standesamt geht. Ist das nicht richtig: viel Lärm um Nichts?

MONIKA BARZ: Das kann man sagen, wenn man ein Mann ist. Das kann ich nicht sagen, wenn ich Frau bin. Denn es macht für mich einen starken Unterschied, ob ich beispielsweise im Sport gegen einen männlichen Körper antrete oder nicht. Und wenn der Staat diese Selbstaussage legitimiert, dann habe ich als Frau ein Problem damit.

Aber das ist doch erst der zweite Schritt. Der erste Schritt ist die Anerkennung beim Standesamt. Was dann in den einzelnen gesellschaftlichen Bereichen damit passiert, zum Beispiel, wie Sportverbände damit umgehen, das ist erst davon nur abgeleitet. Da können zum Beispiel die Sportverbände immer noch sagen: Wer durch eine männliche Pubertät gegangen ist, darf nicht bei Frauenwettbewerben antreten.

MONIKA BARZ: Also meine Vorstellung von Politik ist, dass Politik gestaltet – und nicht, dass sie den Problemen aus dem Weg geht. Politik zieht sich mit diesem Selbstbestimmungsgesetz aus der Verantwortung. Die Ampel bedient damit einen Mainstream, sie will zeigen: Es gibt noch etwas, was sie zu dritt gemeinsam können. Sie missbraucht dieses Thema.

Das ist politisch argumentiert. Aber noch mal: Warum soll das für mich so wichtig sein?

MONIKA BARZ: Sie haben keine Angst, wenn eine Frau in die Männersauna kommt. Was glauben Sie, wie viele Frauen nicht mehr in die Sauna gehen, wenn sie glauben, da könnte jetzt jederzeit ein Mann hineinkommen? Allein die Tatsache, dass zukünftig jeder, der sich diesen Schein geholt hat, in die Sauna kann, verändert für Frauen alles. Selbst wenn Transfrauen nicht kommen. Das wird nicht verstanden.

Ich weiß, wenn ich in einen Frauenraum gehe, darf ein Mann hier nicht rein. Wenn der Staat allen Männern das Recht gibt, Frau zu sein, dann habe ich als Frau alle meine Frauenräume verloren. Und zwar egal, ob wirklich jemand kommt oder nicht.

Schutzräume für Frauen geben verloren?

MONIKA BARZ: Ja, Ihnen als Mann kann es wirklich egal sein, wenn sich eine Frau in Ihre Toilette verirrt. Das macht Ihnen nichts. Und wissen Sie, warum Transfrauen in Frauentoiletten wollen? Weil sie Angst haben, von Männern angepöbelt zu werden. Das ist Männergewalt gegen Männer. Transfrauen wollen andere Toiletten, und das steht ihnen auch zu. Weil wir Frauen wissen, was Frauengewalt heißt. Wir wissen, dass Männer leichtfertig auf anderen Menschen rumtrampeln, die ihre Rolle nicht erfüllen.

Also wird es in Zukunft Transfrauenhäuser geben müssen?

MONIKA BARZ: Klar, warum nicht? Wenn Transfrauen auch Gewalt in ihren Beziehungen erfahren, wie Frauen, dann natürlich. Der Staat hat eine Fürsorgepflicht für alle. Das ist doch überhaupt keine Frage.

Das Argument, das Selbstbestimmungsgesetz sei nur ein bürokratischer Akt, sticht also nicht?

MONIKA BARZ: Nein, es ist viel mehr als ein juristischer Akt! Es ermächtigt die gesamte Männerwelt, in Frauenschutzräumen einzudringen. Das Gesetz verändert damit die Räume von Frauen. Weil sie sich nirgendwo mehr sicher fühlen. Das ist die Arroganz dieses Gesetzes! Da wird nur mit dem Männerblick draufgeschaut, als sei das doch nur ein Stück Papier. Nein, es ist für uns Realität! Eine Frau in der Notsituation im Frauenhaus muss wissen, es gibt einen Ort, da werde ich keinem Mann begegnen. Alles andere ist strukturell unverantwortlich.

Jetzt war ein Argument bei der ersten Lesung im Bundestag, die Frauenhausbefinnen wüssten schon sehr genau, wen sie reinlassen können und wen sie nicht reinlassen.

MONIKA BARZ: Wer so argumentiert, hat von nichts eine Ahnung. Ich habe selber ein Frauenhaus gegründet. Wir hatten eine ganz klare Hausordnung. Bisher ist es schon ganz normal, dass eine Frau, die alkoholabhängig ist, nicht ins Frauenhaus darf, weil sie andere Frauen damit gefährdet. Es geht immer darum, was benötigen Frauen, die gerade Schutz brauchen.

Aber den Transfrauen gibt es doch um Existenzielleres.

MONIKA BARZ: Ganz konkret: Jetzt kommt da ein Mensch, ein Mann, der sich als Frau fühlt, ins Frauenhaus. Wenn ich dem sage, du kannst hier nicht rein, weil du ein Mann bist, dann bin ich zukünftig im Unrecht, da werde ich durch dieses Gesetz schon

Eine Demonstration der westdeutschen Frauenbewegung gegen den Paragrafen 218 Ende Februar 1989 in Memmingen.



kriminalisiert. Ich darf eine behinderte Frau aus dem Frauenhaus ausschließen, weil ich sage, ich suche dir etwas Spezielles. Ich darf eine alkoholranke Frau ausschließen, weil ich sage, du bist etwas Spezielles. Wenn es nicht endlich Häuser für Transfrauen gibt, sind wir gezwungen, sie aufzunehmen. Das Gesetz geht so an der Praxis vorbei!

Aber der Verband der Frauenbäuser hat ja nicht gegen das Gesetz protestiert, sondern es akzeptiert.

MONIKA BARZ: Ich kann Ihnen genau die Hintergründe sagen. Erstens ist dieser Verband finanziell vom Bundesfamilienministerium abhängig. Zweitens hat er überhaupt keine Rundfrage in den Häusern gemacht. Es gibt Frauenhäuser, die offen gegen das geplante Gesetz opponieren und sagen: Ihr habt uns nie gefragt, was schreibt ihr da für eine Stellungnahme in unserem Namen! Diese Frauenhäuser wehren sich. Die treten auch öffentlich auf. Nur, die werden nicht zur Anhörung geladen.

Das heißt, Ihre Ansicht ist, dass durch das neue Gesetz Schutzräume für Frauen, also etwa Umkleide, Toiletten und Frauenbäuser, ganz rasch verloren gehen.

MONIKA BARZ: Und nicht nur Schutzräume, richtige Frauenräume gehen verloren. Es geht nicht nur um Schutz, es geht um die Kultur von Frauen.

Wie realistisch ist denn das Gegenargument gegen das Selbstbestimmungsgesetz, da könnte es zukünftig die Möglichkeit geben, dass jemand praktisch jährlich seinen Namen und seine Identität wechselt?

MONIKA BARZ: Nein. Das halte ich nicht für realistisch. Aber die gesellschaftliche Botschaft ist das Problem: Du darfst dein Geschlecht selbst wählen, das ist eine falsche Botschaft.

Warum ist die falsch?

MONIKA BARZ: Weil ich mein Geschlecht nicht wählen kann. Ich zitiere ja gern den Soziologen Hartmut Rosa. Unsere Menschheit hat vergessen zu lernen, was Unverfügbares ist. Er hat den Begriff des Unverfügbaren

geprägt. Das finde ich ein unglaublich hilfreiches Wort. Ob ich das Biologie nenne oder Physik oder Natur – es gibt Unverfügbares.

Dazu gehört Ihrer Meinung nach das biologische Geschlecht?

MONIKA BARZ: Ja, eindeutig. Natürlich. Es gibt Menschen, die haben potenziell die Möglichkeit, Kinder zu gebären, und es gibt welche, die haben sie nicht. Das ist eigentlich gar kein Problem. Die Gesellschaft macht ein Problem daraus. Das Patriarchat ist daraus entstanden, dass die einen etwas können, was die anderen nicht können.

Das Patriarchat ist die Rache der Männer dafür, dass sie nicht gebären können?

MONIKA BARZ: Das würde ich jetzt nicht psychologisieren. Es geht um Kontrolle der Reproduktion. Das Patriarchat ist entstanden, weil die Hälfte der Menschheit etwas kann, was die andere nicht kann, und weil die andere Hälfte die Kontrolle darüber nicht mehr hat. Da muss man sich verständigen, und wenn dann die eine Hälfte auch die ist, die biologisch-körperlich größer ist, dann gibt es ganz viele falsche Entwicklungen. Wenn ich etwa deshalb nicht zur Schule darf, weil ich andere Dinge tun soll mit meinen kleinen feinen Händen. Das sind alles Fehlentwicklungen. Das ist keine Rache, das hat sich so verselbstständigt.

Wenn man sich die erste Lesung im Bundestag angehört hat, konnte man heraushören, dass es vielleicht doch bei den verpflichtenden Beratungen für Jugendliche, die einen Transitionswunsch haben, bleiben könnte. Glauben Sie, dass das Gesetz am Ende so abgeschwächt wird?

MONIKA BARZ: Ja, aber damit ist das Problem nicht in Gänze gelöst. Das Gesamtproblem dieses Gesetzes ist, dass es eine postmoderne Idee in die Welt bringt, der Mensch gestalte alles, in dem Fall auch das Geschlecht. Das ist eine gefährliche Botschaft in die Gesellschaft. Das werden wir in hundert Jahren auch so sehen. Aber jetzt noch nicht. Jetzt ist es einfach: Der Mensch macht, der Mensch tut. Und was der Mensch macht, ist gut.

Eine Kritik an dem Gesetz ist, dass am Ende vor allem Jugendliche betroffen sein werden, weil bei ihnen ja die Pubertätsblocker und Hormongaben ganz früh eingesetzt werden können. Stimmen Sie dem zu?

MONIKA BARZ: Das ist der große Medizinskandal, der auf uns zukommt. Ja, Jugendliche sind in ihrer körperlichen Gesundheit gefährdet. Wir müssen verstehen, warum diese so freudig mitmachen. Es geht dabei um das Gefühl der Selbstwirksamkeit für Jugendliche. Das ist etwas, was ihnen abhandekommt in unserer hochkomplexen, globalisierten, körperlosen Internet-Welt. Aber mit diesem Gesetz, so wird dir vorgegaukelt, kannst

Das ist der große Medizinskandal: Jugendliche sind in ihrer körperlichen Gesundheit gefährdet.

du wenigstens über deinen Körper ganz allein bestimmen. Ein Ersatz für fehlende Einflussmöglichkeiten auf die großen Probleme unserer Zeit.

Jetzt gibt es, so liest man, in manchen Staaten, die in Sachen Transition bisher, sagen wir: liberaler waren, zum Beispiel Großbritannien, eine Art Gegenbewegung. Das heißt, manche Regelungen für eine rasche Transition bei Jugendlichen würden dort wieder zurückgeschraubt. Sehen Sie diese Gegenbewegung auch?

MONIKA BARZ: Zum Glück. Aber das gilt noch nicht für Deutschland. Das meine ich mit „ideologisch“: Die Koalition bleibt in ihrem identitätspolitisch fixierten Weltverständnis und blendet die Folgen für die Gesamtbevölkerung aus. Und was mich wirklich zutiefst beschäftigt, verärgert, verunsichert im Sinne meines Glaubens an die Vernunft, ist, dass ich sehe, wie innerhalb demokratischer Parteien Debatten abgewürgt werden. Da werden Kritikerinnen und Kritiker des Gesetzes als Neonazis diffamiert. Debatte abgekürzt! Das ist erschreckend. ◀

Das Gespräch führte Philipp Gessler am 16. November in Berlin.

Ein ganzes gebrochenes Herz

Wie Rabbiner Yehuda Aschkenasy nach dem Holocaust das Schweigen brach

PETER SZYNKA

Er wollte seine Bücher nicht in unsere Köpfe stecken, sondern unsere Köpfe in seine Bücher. Denn Lernen habe etwas mit der Suche nach Wahrheit zu tun, mit Bewährung in der Gegenwart und Begegnung. Eine Erinnerung an den großen Gelehrten Yehuda Aschkenasy (1924–2011) von seinem früheren Studenten Peter Szynka, der Sozialwissenschaft an der Hochschule Hannover lehrt.

In den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zwischen den Generationen in Deutschland eine Mauer des Schweigens. In den Köpfen der Eltern war die Katastrophe des Krieges noch gegenwärtig, aber Geschichten wurden nicht erzählt. Positive Einstellungen zum Nationalsozialismus wurden gelehrt, autoritäre Erziehungsmethoden reproduziert und kritische Reflexionen vermieden. In dieser Situation erlebten wir an der Gesamthochschule Duisburg, wie der Evangelische Theologe Heinz Kremers und der Rabbiner Yehuda Aschkenasy sich vor den Studierenden die Hände zu Umkehr und Versöhnung reichten – über die Gräber und Gräben hinweg.

Zuvor hatte sich unter christlichen Theologen Kritik an einer jahrhundert-

ferenz (1947), die Enzyklika *Nostra Aetate* (1965) und schließlich der Synodalbeschluss der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) „Zur Erneuerung des Verhältnisses von Juden und Christen“ (1980).

Auf jüdischer Seite gab es bereits während der Shoah erste Überlegungen zu christlich-jüdischer Zusammenarbeit, da ja beide Religionen aus den gleichen Quellen schöpfen. So etwa durch den Rabbiner Zwi Taubes in der Schweiz oder die Einrichtung eines jüdisch besetzten Lehrstuhls für das Neue Testament an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Die Einrichtung eines Forschungsschwerpunktes zum Judentum in Duisburg stand im Zusammenhang mit der Vorbereitung des genannten Synodalbeschlusses der EKiR.

„Echte“ Chassidim

Ein Schlüsselseminar im Duisburger Forschungsprojekt hieß „Die Chassidim in der Tannaitenzeit“. Wir wussten weder, wer die Chassidim waren, geschweige denn, wann die Tannaitenzeit gewesen sein sollte. Neugierig meldeten wir uns an und erfuhren, dass es sich um die Chassidim Reschonim handelte, die hier besprochen werden sollten, also die früheren oder ersten Chassidim, und nicht um die Legenden der frommen galizischen Juden, die Martin Buber in seinem Bestseller *Die Erzählungen der Chassidim* oder die *Legende des Baalschem* beschrieben hatte.

Es ging also um die „echten“ Chassidim, die Tannaim, jene Generation von Schriftgelehrten, die sich nach der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem daranmachten, die bis dahin von Mund zu Ohr tradierte Schriftauslegung der Thora aufzuschreiben. Dabei waren sich die Tannaim nicht immer einig. Sie beleuchteten die Schrift von verschiedenen Seiten, bezogen sie auf ihre Gegenwart und dokumentierten ihre



Diskussionen und unterschiedlichen Sichtweisen. So ist die Mischna entstanden, die zum Kern des Talmuds wurde. Wir bekamen also im Seminar über die „Chassidim in der Tannaitenzeit“ Einsicht in die Entstehung der Mischna.

Haftungsgemeinschaft

Yehuda Aschkenasy benutzte gern neue Begriffe, um alte Traditionen verständlich zu machen. Modern waren damals die Begriffe „Hardware“ und „Software“. Er sagte zu uns, dass er zwar noch über die Software verfüge, die Hardware aber leider verloren gegangen sei. Er wolle aber seine Bücher nicht in unsere Köpfe stecken, sondern unsere Köpfe in seine Bücher. Auch sei Lernen ein dialogisches Verfahren und keine Einbahnstraße, wie man schon an den dokumentierten Diskussionen der Tannaim sehen kann. Lernen habe etwas mit der Suche nach Wahrheit zu tun, mit Bewährung

Aschkenasy nutzte gern neue Begriffe, um alte Traditionen verständlich zu machen.

ten Christologie entwickelt, die von Juden als Gottesmördern und Hostienschändern sprach. Martin Luther rief die Menschen auf, Synagogen anzuzünden, und rechtfertigte damit Pogrome. Die Kirchen erkannten ihre Mitschuld. Wichtige Schritte hierzu waren das Stuttgarter Schuldbekenntnis (1945), die internationale Seelisberger Kon-



Yehuda Aschkenasy arbeitete für das Anne-Frank-Haus in Amsterdam und mit der Aktion Sühnezeichen.

über falsch verstandene Männlichkeit während des Nationalsozialismus: „Wenn einer mit Vergnügen zu einer Musik in Reih und Glied marschieren kann, dann hat er sein großes Gehirn nur aus Irrtum bekommen, da für ihn das Rückenmark schon völlig genügen würde.“ Es kam uns so vor, als wollte Einstein uns Hillel erklären.

Wieder zurück im Seminar. Ein Zitat von Rabbi Schimon ben Jochai lautet: „Israel ist ein Leib und eine Seele. Begeht einer eine Übertretung, dann tragen alle die Konsequenzen; ist einer betroffen, dann sind alle betroffen.“ Hier geht es um Haftungsgemeinschaft und Solidarität: „Jeder, der die Möglichkeit hat zu protestieren gegen die Menschen in seinem Haus (seiner Stadt, in der ganzen Welt) und protestiert nicht, der wird für die Menschen in seinem Haus (seiner Stadt, die ganze Welt) verantwortlich gemacht.“

Diese Stelle kam natürlich in den 1970er-Jahren bei den Studierenden besonders gut an. Wir protestierten gegen die atomare Wiederbewaffnung, den Nato-Doppelbeschluss, den Schnellen Brüter in Kalkar und allgemein gegen autoritäre Erziehung. Trotz der Notwendigkeit des Protestierens ging es Schimon bar Jochai aber auch um

Foto: picture alliance/ASSOCIATED PRESS

in der Gegenwart und Begegnung. Langsam dämmerte uns, dass er mit „Verlust der Hardware“ die Ermordung von mehr als sechs Millionen Juden meinte.

Also steckten wir unsere Köpfe in seine Bücher. Wir begegneten Rabbi Hillel und seinem Schnellkurs in Judaistik. Jemand, der Hillel provozieren wollte, bat ihn, das Judentum zu erklären, während er auf einem Bein stehe. Hillel entgegnete: „Was dir nicht lieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Das ist die ganze Gesetzeslehre, alles andere ist nur die Erläuterung, gehe hin und lerne sie.“

Heute ist diese Szene als Relief auf der großen Menora vor der Knesset in Jerusalem dargestellt. Ein weiterer Ausspruch von Rabbi Hillel beeindruckte uns: „Wo keiner wie ein Mann ist, sei da ein Mann!“ Was sollte das bedeuten? In der Musikkneipe ging uns später ein Licht auf. Dort schaute Warhols Einstein mit herausgestreckter Zunge auf uns herab. Darunter sein Zitat

Die Ev. Landeskirche in Württemberg sucht

**zum 1. September 2024 für die
Ev. Akademie Bad Boll eine
geschäftsführende Direktorin /
einen geschäftsführenden Direktor**

Nähere Information:

www.service.elk-wue.de/services/liste-frei-werdender-pfarrstellen-und-stellenpartnersuche

Bewerbung bis 16. Februar 2024 an:

**Evang. Oberkirchenrat
Rotebühlplatz 10
70173 Stuttgart**



Foto: Anna Neumann (EKiR)

Eines der wenigen Fotos von Yehuda Aschkenasy.

Zusammenhalt. Zur Erklärung einer Stelle aus Amos 9,6–7 und im Hinblick auf die zwölf Stämme erzählte Schimon bar Jochai eine Parabel von jemandem, der Schiffe mit Seilen und Ankern zusammengebunden hat, um darauf einen Palast zu bauen. „Wenn die Schiffe zusammenhalten“, so Schimon bar Jochai, „hält der Palast stand. Werden sie getrennt, dann kann er nicht bestehen. So ist es auch mit Israel.“

Wer war dieser uns so prägende Mann, der sich in der rabbinischen Literatur auskannte und die darin enthaltenen Anekdoten einer Generation von Studierenden passgenau darbieten konnte? Einer Generation, die in einem Generationenkonflikt stand, sich nach Frieden und Freiheit sehnte und sich anschickte, Verantwortung zu übernehmen? Über sein Schicksal während des Nationalsozialismus mochte er nicht sprechen. Die folgenden Fakten wurden aus niederländischen Schriften und deutschen Akten rekonstruiert:

Die Hälfte der Häftlinge starb, Leichen wurden mit dem Bauschutt entsorgt.

Yehuda Aschkenasy wurde 1924 in Karlsbad geboren. Sein Vater war Hebräischlehrer am Rabbinerkolleg in Breslau, seine Mutter Kurärztin. Später übernahm sein Vater ein Hotel in Marienbad. Die böhmischen Bäder waren Treffpunkt und Schmelztiegel verschiedenster jüdischer Gruppen. Wichtige jüdische Kongresse und Konferenzen fanden dort statt.

Als die Nationalsozialisten die Macht in Tschechien übernahmen, floh die Familie in die Slowakei, später nach Mukatschewo

(Munkatsch), früher Ungarn, jetzt Ukraine. Als die Nazis auch dahin vorrückten, ging er nach Budapest und arbeitete dort im Untergrund für eine zionistische Jugendorganisation. Jüdischen Kindern sollte zur Flucht nach Israel verholfen werden. Aschkenasys Eltern und sein jüngerer Bruder wurden in Auschwitz ermordet.

Arbeit im Untergrund

Im Jahr 1944 stand Ungarn unter Druck der Nationalsozialisten. Gleichzeitig geriet Deutschland in die Defensive. Nach geheimen Plänen sollten neue Führerhauptquartiere gebaut werden, die „bombensicher“, das heißt unterirdisch sein sollten. Hierfür forderte Hitler von der ungarischen Regierung 140 000 jüdische Arbeitskräfte an.

Yehuda Aschkenasy wurde festgenommen und ausgeliefert. Er kam erst nach Auschwitz, dann nach Buchenwald. Yehuda wurde zu Arbeitseinsätzen im Außenlager S III in Ohrdruf eingesetzt. Dort war die Sterberate besonders hoch, die Hälfte starb, Leichen wurden mit dem Bauschutt entsorgt. Aschkenasy erkrankte an Tuberkulose. Im November 1944 half er im Krankenzelt. Ein Arzt schrieb ihn deshalb „dauerhaft nicht arbeitsfähig“. Plötzlich sollten die Nicht-Arbeitsfähigen auf einen „Invalidentransport“, also vernichtet werden. Der Arzt korrigierte seinen Befund und schrieb Aschkenasy wieder arbeitsfähig. Auch diesen Arbeitseinsatz überlebte er.

Im Mai 1945 kam die Befreiung. Aschkenasy war gerade mal 20 Jahre. Mit einem Freund gelangte er in die britische Besatzungszone und in ein Hospital für jüdische TBC-Patienten in Gauting, von dort aus in eine jüdische TBC-Klinik nach Davos. Dort

erholte er sich langsam, aber nie ganz. Er lebte nach der Devise, „kein Herz ist so ganz wie ein gebrochenes“. Er wollte nur, dass so etwas nie, nie wieder passiert.

Aschkenasy ging nach Israel und arbeitete als Sozialarbeiter. Er hörte Vorlesungen an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Seine Lehrer waren Hugo Bergmann, Ernst Simon und Martin Buber. Er schloss eine Rabbinerausbildung bei dem Neutestamentler David Flusser und dem Religionshistoriker Shmuel Safrai ab. Er ging in die Niederlande und arbeitete für das Anne-Frank-Haus in Amsterdam und mit der Aktion Sühnezeichen.

Schließlich bekleidete Aschkenasy eine Professur für Rabbinische Literatur an der Katholischen Universität Utrecht. Er baute ein unabhängiges Lehrhaus in Hilversum auf, die Folkertsma Stichting. Ihr Zweck war, leichtere Zugänge zur rabbinischen Literatur zu schaffen. Nach Bubers Worten sollten Lehrhäuser nicht in geschlossenen Zirkeln arbeiten, sondern in die Gesellschaft „ausstrahlen“. Im Lehrhaus entstand das Periodikum „Tenachon“. Aschkenasy war Mitbegründer der Reihe „Compendia Rerum Iudaicarum ad Novum Testamentum“ (CRINT), die bis heute fortgesetzt wird. Er war Mitherausgeber der Reihe „Information Judentum“ und der Bücher von Abraham Jeshoshua Heschel beim Neukirchener Verlag.

Verschollene Bücher

Aschkenasy beteiligte sich am Forschungsschwerpunkt Judentum der Gesamthochschule Duisburg und beriet die EKiR-Synode bei ihrem bahnbrechenden Synodalbeschluss zum Umgang der Kirche mit dem Judentum. Schließlich entdeckte er in Amsterdamer Antiquariaten verschollene Bücher der ersten jüdischen Universität in Deutschland, der Ephraim-Veitel-Stiftung in Berlin. Er sorgte für die Rückkehr der Bücher nach Deutschland. Dort bilden sie heute den Kern der „Yehuda-Aschkenasy-Sammlung“ an der Universität Potsdam. Vor 13 Jahren starb Yehuda Aschkenasy.

Immer wieder hat Aschkenasy Brücken über Gräben gebaut, die unüberwindbar schienen. Dafür gebührt ihm großer Dank – aber für mich persönlich zählt eines fast noch mehr: Er hat jungen Menschen geholfen, sich der Geschichte zu stellen und Verantwortung zu übernehmen. In diesem Jahr wäre Yehuda Aschkenasy 100 Jahre alt geworden. ◀

Kirche ohne Männer?

Die Auflösung des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer in der EKD ist fatal

MARTIN ROSOWSKI

Im Jahr 1905 wurde der Theologe Ernst Troeltsch befragt, wie er über das kirchliche Stimmrecht für Frauen denke. Seine Antwort wirkt heute schräg und ambivalent zugleich: „Im Allgemeinen ist nun zu sagen, dass Mitwirkung der Frauen in kirchlichen Körperschaften dem Kirchenleben selbst sehr zugute kommen würde, da die Teilnahmslosigkeit der Männer eine recht große ist. ... Doch wäre eine einfache Preisgebung des Stimmrechtes an die Frauen überhaupt ohne alle Einschränkung ... meines Erachtens eine sehr bedenkliche Entmännlichung der Kirche.“

An der „recht großen Teilnahmslosigkeit der Männer“ gegenüber der Kirche hat sich in den vergangenen fast 120 Jahren nichts geändert. Und die These von der „Entmännlichung der Kirche“ findet in empirischen Befunden auch heute durchaus Nahrung: Nach der Freiburger Studie von 2017 liegt die Kirchengliederszahl der evangelischen Männer deutlich über der der Frauen, und im kirchlichen Ehrenamt sind mehr als doppelt so viele Frauen engagiert wie Männer. Angesichts solcher Fakten, verbunden mit der Tatsache der wachsenden Zahl von weiblichen Amtsträgerinnen, wird auch heute gern von einer „Feminisierung“ der Kirche gesprochen. Dabei ist es ja unbestritten, dass unsere Kirche zunehmend durch Frauen geprägt ist. Aber es wäre fatal, das als eine Begründung für den Exodus der Männer aus der Kirche heranzuziehen, nach dem Motto: „Ein Engagement in einer von Frauen dominierten Kirche wäre für Männer unattraktiv ...“. Also worin liegt nun wirklich die Distanz von Männern zum kirchlichen Leben begründet?

Hier begegnen wir gleich dem nächsten Vorurteil, wonach Männer emotional – und somit auch in Fragen der Religion oder Transzendenz – amputiert seien. Fakt ist: die geschlechtsspezifischen Unterschiede

zwischen Männern und Frauen beim Zugang zu Fragen der Religiosität sind empirisch belegt. Männer in all ihrer Vielfalt von Männlichkeitskonstruktionen empfinden sehr wohl das tiefe Bedürfnis, dem Leben Sinn und Orientierung zu geben. Sie fühlen sich spirituell kompetent – doch sie legen hohen Wert darauf, ihre religiösen Erfahrungen selbstbestimmt zu gestalten und ihnen ihre eigene persönliche und gegebenenfalls auch männliche Stimme zu geben. Und das ist oft keinesfalls identisch mit den gängigen Formen kirchlicher Religiosität.

Insgesamt scheint es zumindest den christlichen Kirchen nicht hinreichend zu gelingen, die potenzielle Aufgeschlossenheit von Männern gegenüber religiösen Grundfragen angemessen aufzugreifen. Das mag daran liegen, dass Männer Anlässe der Gemeinschaft suchen, die ganz konkret ihren Lebensgefühlen entsprechen. Auf dem Pilgerweg, bei stillen Tagen im Kloster, auf Visionssuche, in der Einsamkeit der Natur oder meditativen Wanderungen machen sie spirituelle Erfahrungen, die sie ernst genommen, die sie nicht der dogmatischen Überprüfung unterzogen wissen wollen. Daher müssen die Lebenssituationen der Männer und die Gesprächsangebote der Kirche zueinander passen.

Nun kann man dieses Faktum ernst nehmen und Formen kirchlicher Arbeit fördern, die diese Sachlage berücksichtigen, oder man kann die geschlechtsspezifischen Zugänge von Menschen zu Kirche und Religion marginalisieren, wie es die letzten drei Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD inklusive der aktuellen KMU VI aus nicht nachvollziehbaren Gründen tun. Und dann kommt es in Abwehr einer

falsch verstandenen Feminisierungsthese zu kirchenleitenden Entscheidungen, die geschlechtsspezifische Arbeitszugänge für überkommen und verzichtbar erklären. So

geschehen im Hinblick auf die Auflösung des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer in der EKD.

Gerade im Hinblick auf die Männer in und am Rande unserer Kirche sind solche Entscheidungen fatal. Denn die kirchliche Männerarbeit entwickelt geschlechtsspezifische Angebote für Männer in der Kirche. Sie schafft Räume,

in denen sie in der Offenheit geschlechtshomogener Settings über Gott und die Welt, über sich selbst und ihre Lebensgestaltung reflektieren und Gemeinschaft erleben. Dabei rückt sie Männer als Akteure und Adressaten kirchlichen Handelns in den Fokus und leistet so einen elementaren Beitrag zum Gemeindeaufbau.

Die Männerarbeit der EKD wird mit dem Studienzentrum für Genderfragen der EKD bald eine Studie veröffentlichen, die die Wechselbeziehungen von Männlichkeit, Religiosität und Kirchenbezug untersucht hat. Es bleibt zu hoffen, dass die EKD in Würdigung der Ergebnisse dieser wichtigen Untersuchung bei ihrer Zusage bleibt, die Handlungsfelder Männer- und Frauenarbeit zwar mit reduzierten Mitteln und jenseits bisheriger Strukturen, jedoch nachhaltig weiterhin zu unterstützen. Das wäre ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Kirche, die ihren Horizont öffnet für die sich wandelnden Bedingungen der diversen Lebenswelten von Menschen. ▽

Martin Rosowski ist Geschäftsführer des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer. 2010–2019 war er Gründungsvorsitzender des Bundesforums Männer, Interessenverband für Männer, Jungen und Väter.



Foto: Evangelisches Zentrum

Es gilt, die Aufgeschlossenheit von Männern für religiöse Grundfragen aufzugreifen.

Ein demokratischer Sozialist

Der Koreaner Teckin Jung hat über Helmut Gollwitzer promoviert. Das war gewagt

Wegen der starken konservativen Tendenz in den meisten koreanischen Kirchen waren viele Kommilitonen überrascht, dass sich Teckin Jung in seiner Dissertation mit dem deutschen Theologen Helmut Gollwitzer beschäftigt hat. Denn der gilt als Sozialist.

Ich wurde 1986 in Seoul geboren, als Einzelkind eines ziemlich frommen Ehepaars. Unsere Familie ist reformiert, geprägt durch eine presbyterianische Kirche in meiner Heimat. Als ich 15 Jahre alt war, bin ich allein – zum Zweck des Auslandsstudiums – nach Australien gegangen, wo ich mein Abitur gemacht habe. Dort habe ich wegen meines großen Interesses am christlichen Glauben drei Jahre Evangelische Theologie studiert, dann kehrte ich wieder nach Südkorea zurück, um dort weitere fünf Jahre Theologie zu studieren.

Mein erstes Interesse an Helmut Gollwitzer ist durch Karl Barth geweckt worden, dessen Theologie beziehungsweise politische Ethik Gollwitzer sehr inspirierte. Über meinen Doktorvater Traugott Jähnichen hatte ich später die Chance, mich auch in Deutschland in dieses Feld tiefer hineinzuarbeiten. Dabei ist Gollwitzer in Korea eigentlich nur durch zwei Bücher bekannt, die ins Koreanische übersetzt wurden: seine „Kapitalistische Revolution“ und „Befreiung zur Solidarität“. Gollwitzer galt in Südkorea lange als Sozialist, was angesichts der vorherrschenden antikommunistischen Atmosphäre in Gesellschaft und Kirche seine



Foto: Bertold Fernkorn

Korea eine Stelle zu bekommen, eben weil Gollwitzer auch in der Tradition von Barths Faszination für den Sozialismus steht. Aber auch in der koreanischen Theologie gibt es progressive Strömungen, die aufgeschlossen sind und sich mit solchen Fragen und Personen auseinandersetzen.

Mich faszinieren an Helmut Gollwitzer nicht zuletzt seine politischen Positionen. Er hat ja eine lange Entwicklung durchgemacht als Pfarrer der Bekennenden Kirche und ausgewiesener Nazi-Gegner. Dann als Soldat, der in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten ist, die ihn ebenfalls geprägt hat. Die Realität unbegrenzter Machtkonzentration im Realsozialismus, die die Verstaatlichung der Produktionsmittel tatsächlich bewirkt hatte, begriff er als menschenverachtend. In

den 1950er-Jahren sprach sich Gollwitzer daher für eine Reform des Kapitalismus, für Freiheit und eine demokratische Ordnung aus. Gleichzeitig war er gegen die Wiederbewaffnung und gegen eine Atombewaffnung der Bundesrepublik.

In den 1960er-Jahren war Gollwitzer fasziniert von der Kibbuzim-Bewegung in Israel und von humanistischen Ideen, die unter anderem in der Tschechoslowakei aufkamen. Angesichts der Ausbeutung in den Ländern des Südens der Welt hat er sich in späteren Jahren wieder intensiver mit dem Kapitalismus beschäftigt. In den 1970er-Jahren trat Gollwitzer öffentlich für eine sozialistische Demokratie ein. Zugleich war er in seiner Theologie als Lutheraner und Barthianer eher konservativ. Anders etwa

Gollwitzers Anspruch eines „prophetischen Wächteramts“ der Kirche grenzte an Dialogunfähigkeit.

Rezeption etwas behindert hat. Wegen dieser starken konservativen Tendenz in den meisten koreanischen Kirchen waren viele Kommilitonen überrascht, dass ich mich in meiner Dissertation mit Helmut Gollwitzer beschäftigt habe, der eben als Sozialist gilt. Es ist nicht leicht, mit diesem Schwerpunkt an den theologischen Fakultäten in

als Jürgen Moltmann oder Dorothee Sölle hat er nie ein eigenes politisch-theologisches Programm entwickelt. Dennoch bleibt er mit seinen theologischen und politischen Gedanken bis heute aktuell.


Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in *zeitzeichen* über ihre Forschungsarbeiten.

Natürlich musste ich mich beim Thema Gollwitzer sehr in die deutsche Geschichte einlesen, aber die hat mich schon immer interessiert, also die Zeit der Weimarer Republik, die NS-Zeit und die Zeit der deutschen Teilung, die für uns Koreaner viele Bezüge zu unserer eigenen Situation hat. Es gibt da durchaus situative Gemeinsamkeiten. Auch deshalb hoffe ich, dass ich in Korea einen Verlag finden kann, der meine Dissertation auf Koreanisch herausbringt.

Da ich glaube, dass Gollwitzers „Befreiung zur Solidarität“ eine gute Zusammenfassung seines theologischen Denkens darstellt, würde ich die gern noch einmal ins Koreanische übersetzen. Wichtig an Gollwitzers Theologie finde ich auch seine Kritik oder Selbstkritik einer westlichen, weißen Theologie sowie seine Kritik an den Kirchen des Nordens. Gollwitzer hat ja nicht nur marxistische Ansätze rezipiert, sondern auch in seine Theologie eingear-

beitet. Das gilt ebenso für theologische Gedanken aus dem Süden der Welt. Gollwitzer hat die Rolle der Kirche in der Gesellschaft reflektiert, ihre Klassenbindung und ihre Interessen durchdacht. Das halte ich für noch heute bedeutend für die Erneuerung der Kirche und ihren Auftrag für und in der Öffentlichkeit. Die Konsequenz von Gollwitzers Denken ist natürlich faszinierend, aber es gibt da auch Seiten, die mich nicht überzeugen: So sehr er dialogfähig war etwa gegenüber Marxisten, Studenten und Intellektuellen oder Gelehrten aus dem Süden der Welt, so schwer tat er sich beim Dialog mit reformbereiten oder konservativen Kräften in der westdeutschen Gesellschaft. Das finde ich fragwürdig. Als Demokraten müssen wir doch Kompromisse eingehen. Auch sein Anspruch eines „prophetischen Wächteramts“ der Kirche grenzte manchmal an Dialogunfähigkeit, da diese Rolle nicht wirklich eine Selbstbegrenzung vorsah. Hinzu kommt, dass die alten Propheten Israels keineswegs in ihren Gesellschaften so viel Einfluss hatten, wie es ihnen das Alte Testament später zusprach. Sie setzten sich zwar gegen eine Verabsolutierung von Macht ein, aber wirklich mäch-

tige Figuren, die eine göttliche Sendung in Gehorsam des Volks ummünzen konnten, waren sie nicht. Ihre Funktion, die ethische Dimension gesellschaftspolitischer Fragestellungen aufzudecken, verliert jedoch nicht an Bedeutung.

Überzeugend finde ich bei Gollwitzer aber weiterhin seinen Freiheitsbegriff, der eben eine kommunikative Freiheit bedeutet: als Freiheit zum Dienst und zur Einsatzbereitschaft für den Nächsten und Benachteiligten. Es ist eine Aufgeschlossenheit für die andere Seite, eine Konsequenz evangelischer Freiheit im Dienst für das Miteinander und den Nächsten. Dazu kommt eine Analyse der Klassen- und Interessenbildung samt den Privilegien in der Gesellschaft. All dies sind Punkte, die wir noch heute von Gollwitzer lernen können. 

Aufgezeichnet von Philipp Gessler

LITERATUR

Teckin Jung's Dissertation ist erschienen als „Evangelische Freiheit und Weltverantwortung. Eine Rekonstruktion des Zusammenhangs von Glauben und Politik bei Helmut Gollwitzer“ im LitVerlag, 304 Seiten, Euro 39,90.

Für Sie reingeschaut

Zeitschrift für Evangelische Ethik

Die *Zeitschrift für Evangelische Ethik*, eine deutschsprachige theologische Fachzeitschrift, die vierteljährlich im Gütersloher Verlagshaus erscheint und pro Heft etwa 80 Seiten umfasst, enthält einen Aufsatz des vor neun Monaten tragischerweise verstorbenen Christian Polke aus Göttingen über das Werk von Hans Joas. Die vielversprechende Überschrift: „Moralischer Universalismus im Angesicht der Gewalt“. Der frühere EKD-Ratsvorsitzende und berlin-brandenburgische Bischof Wolfgang Huber schrieb dazu eine Vorbemerkung. Constantin Plaul aus Halle unterzieht unter dem Titel „Leben jenseits des Menschen?“ den Posthumanismus einer Kritik, und zwar aus der Sicht evangelischer Theologie und Ethik. Ziemlich aktuell ist Maximilian Schell aus Bochum. Er verwickelt das Leitbild des Gerechten Friedens und die interdisziplinäre Versöhnungsforschung in ein Gespräch und betitelt dies: „Produktive Irritationen“. Schließlich schildert Matthias Schnurrenberger aus Göttingen seine „Überlegungen zu einem offenbarungstheologischen Verständnis der Menschenwürde“. Auch hier gibt es eine schöne Überschrift: „Mut zum Anderssein“.

Weitere Infos: www.degruyter.com/journal/key/zee/html



Ziel ist das Unendliche

Die Hamburger Kunsthalle zeigt Bilder von Caspar David Friedrich

ROBERT M. ZOSKE

Erst im September jährt sich der Geburtstag des Malers Caspar David Friedrich zum 250. mal. Doch bereits jetzt zeigt die Hamburger Kunsthalle eine umfangreiche Werkschau des Romantikers und setzt seine Bilder in Beziehung zu modernen Interpretationen. Der Theologe und Autor Robert M. Zoske hat die Ausstellung besucht und vor allem der Religiosität Friedrichs besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Theologie Martin Luthers, die Musik Johann Sebastian Bachs und die Gemälde Caspar David Friedrichs prägten und bereicherten Menschen über Jahrhunderte – bis in die Gegenwart. Anlässlich des 250. Geburtstags des großen Malers präsentiert die Hamburger Kunsthalle bis zum 1. April 2024 eine Jubiläumsausstellung unter dem Motto „Kunst für eine neue Zeit“. Sie bietet die umfangreichste Werkschau des Romantikers seit vielen Jahren. Über 60 Gemälde und rund 120 Zeichnungen sind zu sehen. Zentrales Thema ist das neuartige Verhältnis von Mensch und Natur. Zwanzig Werke von Künstlerfreunden Friedrichs begleiten seine ausgestellten



Caspar David Friedrich hat nicht nur in Bildern, sondern auch mit Worten die Welt gedeutet. Den Menschen sah er so: „Es steht der Mensch Gott wie dem Teufel gleich nahe und gleich ferne. Er ist das höchste und niedrigste Geschöpf, das edelste und das verworfenste, der Inbegriff alles Guten und Schönen wie auch alles Verruchten und alles Verfluchten. Er ist das Erhabenste der ganzen Schöpfung, aber auch der Schandfleck alles Erschaffenen.“ In seinem wohl bekanntesten Bild *Wanderer über dem Nebelmeer* hat Friedrich den Menschen als Schnittstelle zwischen Himmel und Erde gemalt: Mit dem Rücken zum Betrachter steht ein Mann auf der Höhe eines Berges. Aufgereckt, mit windzerzaustem Haar, blickt er in die Tiefe. Er setzt den linken Fuß voran und kippt seinen Kavaliertock seitwärts. Unter ihm steigen aus Nebelschwaden einzelne Felsen empor, in der Ferne ragen hohe Gipfel in den lichtdurchzogenen Himmel. Caspar David Friedrich wusste um die Zwiespältigkeit des Menschen. Der Mensch steht wenig unter Gott, aber zugleich, so der Maler, nicht viel höher als der Teufel. Er vereint in sich Destruktivität und Kreativität, Selbstsucht und Selbstlosigkeit.

Im zweiten Teil der Hamburger Ausstellung ersetzt der Amerikaner Kehinde Wiley in großformatigen Gemälden die weißen Protagonisten in Friedrichs Werk durch dunkelhäutige (2021/22), und die finnische Künstlerin Elina Brotherus hat sich 2004 selbst in der Pose des „Wanderers“ fotografiert. Der Betrachter ist gefragt: Was geschieht, wenn der „schwarze“ Blick den „weißen“ ersetzt, der weibliche den männlichen? Wird aus der denkmalhaften Pose von 1817 zweihundert Jahre später eine gerechte, eine feinfühligere Nachdenklichkeit?

Flackernde Wolkenfetzen

Zwischen den mächtigen Bildern Friedrichs könnte ein nur 20 mal 27 Zentimeter kleines Ölgemälde leicht übersehen werden. Das wäre schade, denn der *Abend*, wie es schlicht heißt, bezaubert auf ganz besondere Weise. Der Himmel nimmt hier mehr als neun Zehntel der Leinwand ein. Nur ganz unten zieht sich eine dunkelgraue Fläche entlang. Die orangefarbene Himmelsglut stößt auf diese Erdenlinie und zerfasert dann nach oben in leichte, flackernde Wolkenfetzen. Der Blick geht

Caspar David Friedrich wusste um die Zwiespältigkeit des Menschen.

Bilder. Ein zweiter eigenständiger Teil der Ausstellung ist der Rezeption Friedrichs durch die zeitgenössische Kunst gewidmet. Künstler aus dem In- und Ausland treten in fünfzig Gemälden, Videos, Fotografien und Installationen in einen Dialog mit ihm.



Foto: bpk/Nationalgalerie, SMB/Andres Kilger

Caspar David Friedrich: Der Mönch am Meer (1808–1810).

Wildfire (meditation on fire) (2019/20) des belgischen Künstlers David Claerbout: Ein zunächst vitaler Wald versinkt in glühender Feuersbrunst. Vermittelt der leuchtende Abend von 1824 himmlische Geborgenheit, so zeigt *Wildfire* den Schrecken von Umweltzerstörung und Klimawandel.

Oftmals geben Friedrichs Texte Auskunft über ihn selbst. So auch sein Sinnpruch: „Warum, die Frag’ ist oft zu mir ergangen, wählst du zum Gegenstand der Malerei/So oft den Tod, Vergänglichkeit und Grab?/Um ewig einst zu leben,/Muss man sich oft dem Tod ergeben.“

Winterstarres Land

Sein Gemälde *Friedhof im Schnee* thematisiert „Tod, Vergänglichkeit und Grab“. In ihm hat Winterstarre das Land erfasst. Auf gefrorenem Boden liegt eine verwehte, harte Schneedecke, vertrocknete Disteln ragen heraus. Kahle Bäume recken ihre Äste leblos wirt in den aschgrauen Himmel. Windschiefe Grabkreuze trotzen paarweise dem Eiswind. Unmittelbar vorne ist ein Grab halb ausgehoben. Dort steckt, festgefroren im aufgeworfenen Erdreich mit gekreuzten Stielen, ein Spatenpaar. Eine ockerbraune, bröckelnde Mauer versperrt den Fernblick, und auch das hochgezogene Tor gewährt nur einen schmalen Blick auf das nebelverhangene Land.

Das Bild fordert dazu auf, sich selbst ein Grab zu schaufeln. Es soll begraben werden, was unwesentlich und vergänglich ist. Schon der Barockdichter Angelus Silesius (1624–

*Für Friedrich
war Kunst
Zwiesprache
mit Gott.*

1668) hatte formuliert: „Mensch stirbest du nicht gern/so willst du nicht dein Leben: Das Leben wird dir nicht als durch den Tod gegeben.“

Auch wie er seine Kunst verstanden wissen wollte, hat Caspar David Friedrich erläutert: „Kunst ist die Sprache unserer Empfindung, unserer Gemütsstimmung, ja selbst unsere Andacht, unser Gebet. [...] So betet der fromme Mensch und redet kein Wort, und der Höchste vernimmt ihn; und

so malet der fühlende Künstler, und der fühlende Mensch versteht und erkennt es, aber auch der Stumpfer ahnet es wenigstens. Ich meine stets fordere von einem Kunstwerk Erhebung des Geistes und – wenn auch nicht allein und ausschließlich – religiösen Aufschwung.“

Für Friedrich war Kunst Zwiesprache mit Gott. Das wird auch deutlich in seinem *Der Mönch am Meer*. Zwei Drittel der Leinwand bedeckt ein sich nach oben öffnender endloser Luftraum. Darunter brandet ein unruhiges Meer an einen schmalen Sandstreifen, und ein paar Möwen kreisen. Vor dieser unermesslichen Natur steht winzig klein ein Mönch. Das Bild kontrastiert Endlichkeit und Unendlichkeit. Was mag der Mensch empfinden? Fühlt er sich verloren oder geborgen? In Friedrichs Gebets-Gemälde *Mönch am Meer* begegnet der Mensch einer unendlichen Transzendenz. Er ist heimatlos, aber Gott nahe.

Kirchenraum gestaltet

Im Jahre 1818 wurde der Maler vom Rat der Stadt Stralsund aufgefordert, sich an der Ausschreibung zur „Wiedereinrichtung“ der evangelischen Marienkirche zu beteiligen. In seinem Entwurf vereinte der Protestant Kanzel, Taufe und Altar zu einem Ensemble: Predigt, Taufe und das am Altar ausgeteilte Abendmahl sollten gleich einem dreistimmigen Chorsatz das Evangelium harmonisch erklingen lassen.

Über die Gesamtwirkung des Kirchenraums machte sich der Künstler Gedanken: „Ein Gebäude, wo man sich versammelt, sich vor Gott zu demütigen, vor dem, bei dem kein Ansehen der Person gilt, da müsste billig aller Unterschied der Stände aufhören, und der Reiche muss wenigstens an diesem Orte fühlen, dass er nicht mehr als der Arme ist, und der Arme müsste den sichtbaren Trost haben, dass wir vor Gott alle gleich sind ...“. Doch dem Rat der Stadt Stralsund war diese Idee wohl zu egalitär – der Entwurf wurde nicht berücksichtigt.

Unbeirrt von dieser politischen Entscheidung malte der große Romantiker seine Visionen von alten, zerstörten und neuen, idealisierten Kirchen – so auch im Bild der *Ruine Eldena*. Friedrich verlegt die südlich von Schwerin gelegenen Reste des Klosters ins 600 Kilometer entfernte schle-

von dunkler Erdschwere zu hellem Himmelsschweben.

Reizvoll ist dieses Bild auch, weil Friedrich ein Gedicht verfasste, das er „Abend“ nannte: „Stille, horchet, stille!/Nicht einmal die Grille/Zirpt im hohen Gras. – Alles ruht und schweiget./selbst die Blume neiget/Sanft ihr Haupt herab.“

Gemälde und Poem zeigen die Frömmigkeit des Malers: „Auch ich will mich schlafen legen,/Gottes Schutz und Gottes Segen/Wird beschirmen mich.“ Bild und Gedicht sprechen von einer Geborgenheit in Gott. Der von Friedrich gemalte Abendhimmel deutet auf eine allumfassende göttliche Ordnung. In sie fügt sich der Künstler ein. Seine fromme Sicht der Welt führte ihn zu Dank und Anbetung. Das sollten auch seine Bilder bewirken: „Er ist der Herr der Erde,/Er, der da sprach: Es werde,/Und alles ward. – Er sei gelobt, gepriesen,/Der uns den Weg gewiesen,/So führt zum Heil. – Dem Vater wie dem Sohne/Sei Lob und Preis zum Lohne/Von aller Welt.“

Im zweiten Teil der Ausstellung begegnet dem Besucher das Rot-Orange von Friedrichs Abend in einer 24-minütigen computergenerierten Videoprojektion:



Elina Brotherus:
Der Wanderer 2 (2004).



Caspar David Friedrich:
Wanderer über dem Nebelmeer (um 1817).

sische Riesengebirge: In der Bildmitte heben sich aus dem dunklen Vordergrund die Mauerreste der Kirche. Sie lenken den Blick über die Berge auf den von gelben und blauen Wolkenstreifen durchzogenen Himmel. Zwei Menschen mit Hund vor der Ruine verschwinden fast in den Farbräumen. Das Bild erzählt von Abbruch und Erneuerung: Caspar David Friedrich hoffte, dass über

Bei Friedrich überwiegt stets die Zuversicht.

einer „zerfallenen Kirche, morschen Heiligenbildern, zerstörten Altären und zerbrochenen Weihkesseln“ der Gottesdienst einer neuen Zeit entstehen werde.

Blickt man hingegen in den zweiten Teil der Ausstellung, scheint es kaum Hoffnung in die Erneuerungsfähigkeit des Menschen zu geben. So wirft die deutsche Konzeptkünstlerin Swaantje Günzel in ihrer Fotoserie *Arctic Yoghurt* (2021) einen Plastikbecher in den friedlich wirkenden Ofotfjord bei Narvik. Die Anklage und der Protest gegen das achtlose Vermüllen der Natur sind offensichtlich. Verborgen bleibt ein größerer Skandal: Unter dem stillen Wasserspiegel verrotten auf dem Grund des Fjords seit 1940 die Wracks von zwölf Kriegsschiffen.

Bei Friedrich hingegen überwiegt stets die Zuversicht. Man könnte meinen, der Maler habe bei vielen seiner Bilder die erste Strophe des *Abendlieds* („Der Mond ist aufgegangen“) von Matthias Claudius im Sinn gehabt. Mond und Sterne, Himmel, Wald, Wiese und Nebel sind häufig in Friedrichs Landschaftsbildern anzutreffen. Im Gemälde *Ostermorgen* steht ein Vollmond sogar im Zentrum. Sein Licht beleuchtet einen Waldweg und wird von einem Hochnebel reflektiert, der in der Morgendämmerung wie ein grau-roter Schleier über allem liegt. Die Bäume am Wegrand treiben zaghaft erstes Blattgrün aus. Im Vordergrund gehen drei Frauen in zeitgenössischer Kleidung, in einiger Entfernung fünf weitere. Der Betrachter sieht sie nur von hinten. Steinquader säumen den Weg wie Grabsteine oder stehen in der Ferne. Am Horizont verläuft eine Hügelkette.

Sinnbild Christi

Das Markusevangelium erzählt, dass nach der Kreuzigung Jesu Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus und Salome wohlriechende Öle kauften, um den Leichnam zu salben: „Und sie kamen am ersten Tag der Woche, sehr früh, als die Sonne aufging.“ Caspar David Friedrich lässt nicht die Sonne, sondern den Mond aufgehen, der für ihn ein Sinnbild Christi

war. Und da Ostern stets auf den ersten Sonntag nach dem Frühlingsvollmond fällt, steht der Erdtrabant in voller Pracht am Himmel. Als die drei Frauen das Grab erreichen, sehen sie, dass der Grabstein weggewälzt ist. Daneben sitzt ein Jüngling in einem langen weißen Gewand. Er sagt: Jesus ist auferstanden. Der *Ostermorgen* ist also nicht einfach eine Darstellung des ersten Ostertages, sondern erzählt, dass die Auferstehung jedem Glaubenden widerfahren kann.

Unendliche Kunst

Caspar David Friedrichs Ziel war das Unendliche. Er schrieb: „So ist der Mensch dem Menschen nicht als unbedingtes Vorbild gesetzt, sondern das Göttliche, Unendliche ist sein Ziel. Die Kunst ist's, nicht der Künstler, wonach er streben soll! Die Kunst ist unendlich, endlich aller Künstler Wissen und Können. Nach dem Höchsten und Herrlichsten musst du ringen, wenn dir das Schöne zuteil werden soll.“ ◀

INFORMATION

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen, herausgegeben von Markus Bertsch und Johannes Garve, 496 Seiten, 350 Abbildungen, Euro 49,-.

Maria mit der Birne

Was Ikonen über Frauen erzählen – eine faszinierende Schau lässt tiefer blicken

UDO FEIST

Gehorsam, keusch und bereit, klaglos zu leiden: So sollen heilige Frauen sein, ihre gläubigen Schwestern aber irgendwie auch. Dieses Bild prägt die christliche Tradition. Dennoch gibt es Spielräume. Die Ausstellung „IKONA. Heilige Frauen in der orthodoxen Kunst“ im Ikonen-Museum Recklinghausen lotet sie aus. Der Theologe Udo Feist war da und ist begeistert.

Vater, Sohn und Heiliger Geist sind – zumindest sprachlich – allesamt männlich. Ganz ohne Frauen kommt die Heilsgeschichte aber doch nicht aus. Am Beginn der Schau „IKONA. Heilige Frauen in der orthodoxen Kunst“ im Ikonen-Museum Recklinghausen steht denn auch Eva. Allerdings als zwiespältige Figur, betont Lutz Rickelt. Er leitet das 1956 gegründete Ikonen-Museum Recklinghausen.

Der Sündenfall werde ja vornehmlich Eva angelastet, erklärt Rickelt. Dargestellt zwar mit Heiligenschein, sei sie jedoch keine Ansprechpartnerin wie andere. Doch gerade das macht Ikonen aus. Sie sind Kunstwerk und Gegenstand inniger Anbetung zugleich, da sie das Heilige auch vergegenwärtigen, nicht bloß zeigen. Aus diesem Schema fällt die Verführte, die auch selbst als verführerisch gilt, heraus: „Eva ist gewissermaßen das Vorbild für die Frauen, die nicht heilig werden“, sagt der Byzantinist und Historiker mit leichtem Schmunzeln. Das Ikonen-Museum Recklinghausen ist mit 3 500 Exponaten in Europa das bedeutendste außerhalb der orthodoxen Länder.

Vielen Frauen, so Rickelt, gelte Eva, die fortan exemplarisch den Schmerz der Geburt zu ertragen hatte, just deshalb als eine Figur, die dafür steht, dass auch sie Teil der kosmischen Bemühung sind, die Sünde wieder aus der Welt zu schaffen. Von da bis zur Christus- und somit zur Gottes-

„Eva ist gewissermaßen das Vorbild für die Frauen, die nicht heilig werden.“

gebälerin Maria, dem scheinbar anderen Ende des Reigens, ist es dann eigentlich gar nicht mehr so weit. Maria ist die am häufigsten dargestellte Heilige überhaupt, für die es in Recklinghausen bereits eine eigene Ausstellung gab. Sie markiert denn auch den anderen Einstieg in die Schau, jedoch beschränkt auf ihre zentrale Funktion als Mittlerin und Vorbildrolle für alle heiligen Frauen.

Heikle Thekla

Neben einer anrührenden Porträt-Ikone mit sieben Pfeilen in ihrem Herzen und einer Pietà ist Maria auf einer Ikone bei der Verkündigung durch den Engel Gabriel zu sehen. Demütig beugt sie den Kopf, der heilige Geist kommt in Taubengestalt auf sie herab. Sublimierter



Maria von Ägypten (Russland um 1800).

Sperma-Ersatz? „Das ist der Weg, auf dem der Logos in ihren Körper gelangt“, sagt Lutz Rickelt. So verkörpere Maria drei Tugenden heiliger Frauen: Gehorsam gegenüber Gott, Keuschheit und die Bereitschaft, das für einen/eine Vorgesehene klaglos zu erdulden.

Markant unter den anderen Frauen der Bibel ist Maria Magdalena: Die lange als frühere Prostituierte Verunglimpfte ist dieser Tradition nach eine exemplarische Sünderin. Sie steht unter dem Kreuz und sieht als Erste den Auferstandenen. Sie ist dieser Logik zufolge eine singular schillernde Anti-Maria, weil sie für heilige Frauen das Erzählschema von einem besonders drastischen Wandel etablierte. Und auch, weil an ihr die Überlieferung von intimer Heiland-Nähe hängt, wie dies apokryphe,

nicht im Bibelkanon enthaltene Evangelien schildern. Im Philippus-Evangelium etwa heißt es gar, dass Jesus Maria Magdalena seine Lieblingsjüngerin nannte und gern küsste. „Die mag ich mehr als euch Männer“, zitiert Rickelt lakonisch. Er sieht darin einen Grund, weshalb das Buch nicht im Kanon gelandet ist.

Das Verschwiegene

Mit feministischer Theologie Vertrauen ist dies bekannt, wie der hier wie auch sonst lobenswert informative Audioguide ebenfalls erwähnt. Doch in Ikonen schwingen solch unterdrückte Traditionen eben oft noch mit – als hätten die Bilder das Verschwiegene auch dem Gros der Gläubigen lebendig erhalten.

Das gilt ebenso für die Märtyrerin Thekla, die Erste der mit guten Beispielen gezeigten Gruppe jener, die für den Glauben ihr Leben verloren. Sie gehörte, so die apokryphen Paulusakten, zum Umfeld des Apostels. Dass sie die arrangierte Ehe verweigerte, war (und ist teils bis heute) bereits Affront genug für Torturen, bloß tat sie das als Christin, um ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. Sie übersteht die Folter, landet aber bei den Tieren in der Arena. Den Tod vor Augen, ist ihre größte Sorge dort indes die fehlende Taufe. Paulus verweigerte sie ihr. Er wollte erst weitere Bewährung sehen. Sie tauft sich selbst mit Wasser aus dem Graben, der Tiere und Publikum trennt. Und überlebt.

Diese und mehr Episoden der Märtyrerin Thekla schildert eine herrliche Vita-Ikone mit Ganzporträt samt Märtyrerkrone und drum herum 26 Einzelszenen. Sie selber und gar als Frau das Sakrament zu spenden, mag Traditionalisten unsäglich scheinen, wird im Bild indes noch dadurch übertroffen, dass es sie mit Evangelium zeigt. Ikonographisch ist dies sonst ein exklusives Attribut männlicher Wortverkünder, von Bischöfen, Metropolit, Aposteln. Nach dem Zirkus habe Paulus

„Da werden gewisse Freiheiten für die Frau in der frühen Kirche sichtbar.“

sie, so erzählt es die Tradition, als weiblichen Apostel losgeschickt. Deshalb ist Thekla „die einzige Frau, die das als Attribut tragen darf“, sagt Rickelt. Jedenfalls auf Ikonen, ergänzt man jetzt im Stillen und denkt an den Kirchenlehrer Tertullian, der die Paulusakten rasch eine Fälschung nannte: Was nicht sein soll, könne auch nicht sein! Der Museumsleiter formuliert es so: „Da werden gewisse Freiheiten für die Frau in der frühen Kirche sichtbar, die institutionell aber schnell eingehegt wurden.“

Passage in die Wüste

Westliche Augen halten Ikonen mitunter für frömmlicherisch oder verklärend, doch ihr subversives Potential ist beträchtlich. Realisiert wurde es gleichwohl nicht, das zeigt die Kirchengeschichte. Die Normen fürs Heiligsein haben dazu kräftig beigetragen. Gleichheit und gar Überlegenheit

Die Heilerin: Maria wird als Ärztin dargestellt, die durch ihre Muttermilch heilt.



gestehen sie Frauen nur zu, solange dies nicht die Machtfrage berührt, etwa im „mannhaften“ Ertragen von Folterqualen. Sonst gilt die zugewiesene Unterlegenheit, wie auch Fomaïdas Schicksal im da bereits christianisierten Römischen Reiche zeigt: Fomaïdas Schwiegervater ist ihr Verhängnis. Er findet, er als Mann und als Älterer habe das Recht, über sie zu verfügen. Er tötet sie mit dem Schwert, als sie sich ihm verwehrt. Ihre Vita-Ikone, wieder mit vielen Szenen fast comichaft erzählt, ist ergreifend, hinterlässt indes angesichts des Konzeptes von Heiligkeit Skepsis: die Keuschheit bewahrt, Gott gehorsam standhaft gelitten – um dann tot zu sein?

MeToo-Debatten

Immerhin macht Fomaïda Karriere als eine in Männerklöstern bei jenen beliebte Heilige, die in Stunden der Versuchung durch fleischliches Begehren eine brauchen, die sie um Hilfe anrufen können. Dass ihr Martyrium, jedenfalls vordergründig, keine religiöse Ursache hat, aber doch den Heiligenstatus begründet, verunklart diesen an MeToo-Debatten gemahnenden Konflikt und hüllt die Machtfrage in Nebel. Da fragt man sich, ob Frauen beim Betrachten und Beten davor über die Jahrhunderte ähnlich dachten. Sie glaubten wohl der Verkündigung der Kirche, haben dabei aber doch einiges mehr gewusst – und den Alltag still mit diesen Bildern der Heiligen zur Deckung gebracht. Für traditionell anonym arbeitende, ihre Werke nicht mit Namen zeichnende Ikonen-Malstuben sind Fomaïda wie Thekla denn auch nur selten ein Motiv gewesen.

Herrscherinnen wie Helena, die Mutter von Konstantin dem Großen, oder Olga von Kiew sind ebenfalls ein gut bildertes Thema, anziehender wirkt aber in der Schau die Abteilung zu Nonnen und Eremitinnen: Drei Ikonen der Maria von Ägypten ragen hier heraus, wobei deren Herkunft exemplarisch spiegelt, dass IKONA ein gelungenes und zudem erstmaliges Kooperationsprojekt ist. Die Idee dazu hatte Rickelt und lief damit bei den Kolleginnen der kleineren Häuser in Frankfurt am Main und Kampen in den Niederlanden offene Türen ein. Die Umsetzung der Ausstellung haben die Museen gemeinsam erarbeitet. Die 74 Exponate der Schau, deren Tiefe be-

sticht, stammen aus den Beständen aller drei Häuser.

Die moralische Fallhöhe der Maria von Ägypten, einer Büsserin, ist wie bei Maria aus Magdala besonders groß. Zwei Vita-Ikonen aus Frankfurt und Kampen schildern ihr Leben, letztere sehr detailliert. Der durchaus lustvoll praktizierenden Prostituierten greift in der ersten Szene ein Mann an die Brust – die allerdings bekleidet ist. Maria von Ägypten erlebt eine Erweckung, doch zahlt sie die Überfahrt nach Jerusalem – mit christlichen Pilgern, wohlgehemmt! – mit ihrem Körper. Sie folgt danach dem Ruf als Eremitin in die Wüste, wo sie 47 Jahre lang, verwildert, nackt, mit offenem Haar und im Gebet erfüllt, lebt.

Genau so zeigen auch die Ikonen die immens populäre Maria von Ägypten, nämlich als einzige Heilige in einer Einzeldarstellung mit freiem Oberkörper. Doch der ist flach, wie amputiert. Auf der intim strahlenden, mit Eitempera auf Holz gemalten Portraitikone aus Recklinghausen wirkt das beinahe drastisch. Als tilgte das Heiligsein die Frau, indem es potenziell erotische Brüste brachial nivelliert. Man mag es schlüssig finden oder perfide und fragt sich, wie Frauen im Gebet davor mit solchem Einhegen von Weiblichkeit wohl umgingen. Aufschlussreich ist es allemal.

Heilende Muttermilch

Hat man erst diese Spur, stößt man in der alltags- und kulturgeschichtlich interessanten Abteilung über Heilerinnen sowie Alltags- und Nothelferinnen gleich wieder auf ähnliche Vorstellungen. Die alle überstrahlende Mutter Gottes (die ‚Freude aller Leidenden‘ ist ein eigener Ikonentyp) taucht dort mit etlichen Funktionen mehrfach auf, etwa als Ikone für Geburtshäuser oder als „Heilende“, sprich: Ärztin.

Wir sehen einen Kleriker siech auf seinem Bett. Oft rief er auch die Gottesmutter an, die ihm nun erscheint. Auf der Ikone entblößt sie ihre Brust und spritzt segensreiche Milch auf den Mann, was ihn natürlich heilt. Doch von Nacktheit mag man hier nicht reden, lässt die hart anti-erotisch stilisierte Gestalt der Brust die Blickerwartung doch ins Leere laufen. Fachleute nennen dies Bild denn auch salopp „Maria mit der Birne“. Sie spielen damit auf Dürers berühmte „Maria mit der Birnenschnitte“ an, nehmen so aber vor allem die Verschränkung von Malregeln und

Normen des Heiligseins trocken hin, die stets den Ausschlag geben. Die Weiblichkeit der Frau bleibt darüber, so scheint es jedenfalls, auf der Strecke – alles offene und nicht negativ konnotierte Sexuelle sowieso.

Neben herausragendem ästhetischen Genuss und gedanklicher Anregung besteht der größte Reiz dieser famosen Ausstellung darin, wie sie ins Sehen und

*Kennerschaft verlangen
Ikonen nicht, nur Offenheit
und wachen Geist.*

Hören der Geschichten bringt, nämlich hingerissen-fasziniert und kritisch-genau zugleich. Die genuine Materialität von Ikonen, die von vornherein ein Schillern erzeugt, trägt gewiss dazu bei. Denn gemalt sind die filigranen Bilder meist auf grobe, an den Rändern gut sichtbare Holzbretter, die teils – vor allem bei älteren – nahezu roh oder gar schrundig sind, was sehr körperlich wirkt.

Die sonst strikt eingehegten Frauen erscheinen vielleicht auch deshalb darin so gut aufgehoben. Diesseits vom gläubigen Gebrauch zu Hause, auf Reisen und in der Kirche, wo sie in einer geschnitzten Bildwand (Ikonostase) stehen, die die Gläubigen vom Altarraum trennt, und wo sie wegen des Kerzenrußes oft etwas Düsteres haben, leuchten sie hier, so weit restauratorisch möglich, unverstellt. Sie offenbaren ihre feine effektsichere Malarbeit. Farbgestaltung, Komposition, Licht, Kontrast und Details wirken unverhohlen.

Kennerschaft verlangen Ikonen nicht, nur Offenheit und wachen Geist. Dann haben sie viel zu bieten. Und mit den „heiligen Frauen“ haben sich offenbar auch die drei Häuser jetzt endgültig gefunden. Das Thema der nächsten Kooperation steht bereits: „Hölle und Dämonen“. Wir gehen auf jeden Fall hin. ◀

HINWEIS

„IKONA. Heilige Frauen in der orthodoxen Kunst“ ist noch zu sehen bis zum 17. März 2024 im Ikonen-Museum Recklinghausen, dann vom 6. April bis 5. Oktober 2024 im Ikonenmuseum Kampen (Niederlande) und schließlich vom 17. Oktober 2024 bis 19. Januar 2025 im Ikonenmuseum Frankfurt am Main.

Schwamm drunter

Wie Hamburg Quartiere vor Überflutungen schützt und gleichzeitig Regenwasser dezentral speichert und nutzt

TEXT: KLAUS SIEG · FOTOS: JÖRG BÖTHLING

Starkregen nach langen Trockenperioden, das ist ein Wetterereignis, das durch den Klimawandel immer öfter in Europa vorkommt. Dagegen müssen sich die Städte wappnen, zum Beispiel durch einen veränderten Umgang mit Regenwasser. Klaus Sieg und Jörg Böhling haben die ersten Projekte der Schwammstadt Hamburg besucht.



Mit nur neun Quadratmetern ist die Dachfläche klein. Doch bei Sonja Schlipf löst sie große Begeisterung aus. „Das ist aber sehr schön gewachsen, seit ich das letzte Mal hier war.“ Die Diplom-Ingenieurin für Raum- und Umweltplanung steht vor einem Pumpwerkschalthaus am Rande eines Neubauquartiers in Neugraben, im Süden Hamburgs. Vorne auf der kleinen Anwohner-Straße radelt ein Vater mit seinem Kind auf einem Klapprad vorbei. Bauarbeiter vollenden die letzten Meter eines Weges entlang des Bachlaufes, der zwischen der Straße und den Vorgärten des Quartiers fließt.

Erst im vergangenen Jahr wurde das smarte Gründach in Betrieb genommen. Nun wuchert die Bepflanzung. Ein Gründach kühlt das Stadtklima und lockt mit seinen bunten Blüten allerlei Insekten an. Das

Besondere an diesem Dach aber ist an seiner Kante hinter einem Streifen Plexiglas zu sehen. Unter dem Substrat mit den Pflanzen gibt es einen rund zehn Zentimeter hohen Regenwasserspeicher, in dessen Boden eine smarte Abfluss-Drossel eingelassen ist, die mit Wetterdaten versorgt wird. Über Kapillarsäulen gibt der Speicher das gesammelte Wasser an das Substrat ab. So wachsen die Pflanzen auch in längeren Trockenperioden. Kündigt sich jedoch zum Beispiel ein Starkregen an, öffnet die Drossel und gibt das Wasser kontrolliert in eine Mulde ab. Dort steht es dem Boden der Umgebung weiterhin zur Verfügung. Und der Speicher des Gründaches hat wieder Platz für neues Regenwasser. „So schaffen wir mehr Speicherkapazität, und das ausschließlich durch die Nutzung bereits bestehender Flächen“, erklärt Sonja Schlipf.

Das smarte Gründach zeigt und erforscht im Kleinen, worum es den Hamburgern im Großen geht: eine zukunftsfähige Regen-

wasserbewirtschaftung. Anstatt das Regenwasser so schnell wie möglich durch die Kanalisation abzuleiten, wird es in dezentralen Speichern zurückgehalten, um in trockenen Zeiten zur Verfügung zu stehen. Wie ein Schwamm nimmt die Stadt das Wasser bei Regen auf. Und gibt es wieder ab, wenn die Sonne scheint.

Mit diesem Konzept rüsten sich weltweit Metropolen, Städte und Gemeinden für eine Zukunft mit längeren Trockenperioden, in denen das Wasser knapp wird. Gleichzeitig nehmen starke Regenfälle und Flutkatastrophen zu. Diese dem Klimawandel geschuldeten Ereignisse tref-





Sie arbeitet mit an der Schwammstadt Hamburg:
Diplom-Ingenieurin Sonja Schlipf.

fen auf immer mehr versiegelte Flächen, auf denen immer weniger Regenwasser versickern kann. Vor knapp zehn Jahren zum Beispiel wurde in China das „Sponge City“-Programm gestartet. Dreißig chinesische Metropolen wollen bis 2030 zwei Drittel ihres Regenwassers auf ihrem Stadtgebiet nutzen. Philadelphia und die walisische Hauptstadt Cardiff verwenden bereits jetzt große Mengen ihres Regenwassers dezentral und naturnah auf ihrem Stadtgebiet. Kopenhagen will sich mit 300 städtebaulichen Maßnahmen bis 2035 in eine Schwammstadt verwandeln. Auslöser war 2011 ein katastrophales Hochwasser.

In Deutschland gestalten Städte wie Bochum ihre Infrastruktur nach der Idee der Schwammstadt um. Berlin so wie auch der Wasserwirtschaftsverband Emschergenossenschaft im Ruhrgebiet zum Beispiel wollen jedes Jahr ein Prozent ihrer Fläche abkoppeln von der Regenwasserentsorgung über die Kanalisation. Hamburg hat so ein Ziel noch nicht definiert.

Zehn Schulen wurden von der Kanalisation nahezu abgekoppelt.

Dafür setzen hier die Expert:innen des Versorgers *Hamburg Wasser* gemeinsam mit der Umweltbehörde BUKEA in dem Gemeinschaftsprojekt Risa (RegenInfrastrukturAnpassung) ein sehr umfassendes Konzept um. „Wir entwickeln modellhaft Multifunktionsflächen“, sagt Pascale Rouault, Ingenieurin für Wasserwesen und

Leiterin für Wasserwirtschaft und Quartiersentwicklung bei *Hamburg Wasser*.

Hamburg hat mehrere Neubauquartiere mit einer dezentralen Regenwassernutzung ausgebaut. Zehn Schulen wurden von der Kanalisation nahezu abgekoppelt, ebenso die Dachflächen eines großen Einkaufszentrums. Unter Spielplätzen und Sportanlagen hat man im Einklang mit der eigentlichen Nutzung große Regenwasserspeicher installiert.

Filter im Boden

„Wir legen außerdem ein großes Gewicht auf die Starkregenvorsorge“, so Pascale Rouault weiter. Besonders in der Stadt an der Elbe ist zudem die Behandlung des Regenwassers im Sinne des Gewässerschutzes: Bevor belastetes Wasser zum Beispiel von Straßen wieder in den natürlichen Wasserkreislauf gelangt, wird es durch Filter im Boden oder besondere Anpflanzungen gereinigt. Zudem hat die Hansestadt ein ambitioniertes Gründach-Programm aufgelegt. Auch wird einiges der Schwammstadt von dem EU-Projekt „Clever City“ mitgefördert, so wie das smarte Gründach.

Eine Schwammstadt verfügt über natürliche und naturnahe Speicher. Das können Grünflächen, Beete und Parks sein oder Teiche, Regenrückhaltebecken, Gräben und Mulden. Dorthin gelangt das Regenwasser von Dächern, Straßen oder anderen versiegelten Flächen über ein System aus Fallrohren, Rohren und kleinen Kanälen. Technische Speicher der Schwammstadt sind zum Beispiel Grün-

Der Regenspielplatz wird zum Wasserspeicher und verhindert Überschwemmungen bei Starkregen.



Versickerungsgräben sorgen für langsames Eintreten des Wassers ins Erdreich.



dächer. Auch ohne einen Extra-Speicher, wie der im smarten Gründach im Süden der Stadt, speichern sie das Regenwasser in ihrem Substrat aus Tongranulat oder Kies und geben es später wieder ab. Regenwasser kann aber auch in Zisternen gespeichert werden oder in sogenannten Rigolen. Das sind unterirdische Kästen aus Kunststoff, Getränkeboxen nicht unähnlich. Diese geben das Regenwasser langsam wieder in das Erdreich ab.

Rigolen befinden sich zum Beispiel unter den Tiefbeeten entlang einer kleinen Straße unweit des Smarten Gründachs im Süden Hamburgs. „Hier musste 2020 nach einem Starkregen die Feuerwehr Straße und Hauskeller auspumpen, weil nichts mehr abfloss“, erklärt Sonja Schlipf. „Das Wasser stand kniehoch.“ Straße und Siedlung wurden in der Nachkriegszeit ungeachtet des natürlichen Geländeverlaufs durch eine tiefe Senke gebaut. Nun säumen seit vergangenem Jahr schmale Beete die Straße, von denen aus das Regenwasser in die unterirdischen Rigolen sickern kann. Die dichte Bodenbepflanzung sowie die zwar noch kleinen, aber im satten Grün sprießenden Bäume zeugen von der ausreichenden Versorgung der Pflanzen aus den Rigolen. In jedem Beet steht eine andere Baumart, um ihre Eignung für einen Standort über so einem Speicher zu testen.

Überflutung verhindern

Auch bei dem Regenspielplatz des Stadtteils ging es vorrangig um die Verhinderung von regelmäßigen Überflutungen. Private Keller der Umgebung und das Gelände einer benachbarten Schule standen immer wieder unter Wasser. „An dieser Stelle der Stadt gibt es sehr häufig Starkregen.“ Sonja Schlipf steht vor einer Senke am Rande eines Kiefernwaldes, um die herum sich Spielgeräte gruppieren, und zeigt auf einen etwa einen Meter großen, aus Holz geschnitzten Biber. „Bei starkem Regen wie 2020 steht der bis zum Bauch im Wasser“, sagt Sonja Schlipf. „Aber das Wasser fließt innerhalb von 24 Stunden über einen künstlichen Kanal in den natürlichen Bachablauf oder in die unterirdischen Rigolen ab.“ Und sorgt nicht für Überschwemmungen. Über die Jahre sickert es dann durch den sandigen Boden

in den Einzugsbereich eines Brunnens, aus dem Trinkwasser gewonnen wird.

Zwar kann der Spielplatz so an einigen, allerdings sehr wenigen Tagen nicht genutzt werden. Dafür aber schützt das System das gesamte Quartier bei Starkregen, speichert Wasser für die Pflanzen und unterstützt die Trinkwasserbildung. Um Derartiges umzusetzen, müssen viele verschiedene Stellen und Akteure an einem Strang ziehen, vom Grünamt und von Bezirkspolitikern über Schulen und Anwohner, Kin-

Wo früher das Wasser kniehoch stand, sind nun Beete und Bäume.

dergärten und Sportvereine bis hin zum Straßenbauamt. „Wir wissen schon sehr lange, wie eine Schwammstadt technisch funktionieren kann, die Herausforderung liegt darin, unterschiedliche Interessen und Denkartens zusammenzuführen“, sagt Sonja Schlipf. Technisches Neuland beschreitet die Stadt allerdings mit ihren dynamischen Simulationen und Datenerhebungen von Wetter- und Wasserereignissen. Zurzeit ist eine Starkregen-Gefahren-Karte in Arbeit sowie eine zum Versickerungspotential von Flächen. Diese Informationen stehen auch Grundeigentümern zur Verfügung. Für die gibt es zudem eine auf den Daten basierende Beratung.

Zum Schluss zeigt Sonja Schlipf noch eine Schule im Westen der Stadt, unweit der Autobahn A 7, die gerade vor dem Elbtunnel gedeckelt wird. Die großflächige Schulanlage mit zweistöckigen Pavillons war früher zwischen den Gebäuden asphaltiert. Sie wurden entsiegelt und mit Mulden versehen, in die das Regenwasser von den Dachflächen fließt. Nun wachsen und gedeihen Bäume, Wiesen und ein Schulgarten, den die Lehrkräfte für die Umweltpädagogik nutzen. Auch der Sportplatz wurde mit einer wasserdurchlässigen Oberfläche versehen, damit das Regenwasser versickern kann. Sonja Schlipf bleibt vor einem großen Baum stehen. „Viele Schulen in der Stadt haben alte Baumbestände, die in den letzten Jahren zunehmend unter Hitze- und Wasserstress leiden.“ Dieser Baum aber wird dank der Schwammstadt noch lange Schatten spenden. ◀



Liebe zur Freiheit

JÜRGEN WANDEL

Wacher Theologe

ZWEITER SONNTAG NACH
EPIPHANIAS, 14. JANUAR

Jagt dem Frieden nach mit
jedermann. (Hebräer 12,14)

Menschen guten Willens bemühen sich im privaten und im politischen Bereich des Lebens um Frieden, ja setzen sich für ihn ein. Und das gilt natürlich besonders für Christen. Denn den Gott, den sie verkündigen, nennt Paulus in seinen fünf Briefen einen „Gott des Friedens“. Der Verfasser des Hebräerbriefes benutzt dieselbe Formulierung im Schlusskapitel (13,20) und mahnt, den „Willen“ dieses Gottes „zu tun“ (Vers 21). Und nach der Überlieferung des Matthäusevangeliums preist Jesus diejenigen glücklich, „die Frieden stiften; denn sie werden Gottes Kinder heißen“ (Matthäus 5,9).

Umso mehr erstaunt, dass Christen im Laufe der Geschichte oft nicht dem Frieden „mit jedermann“ nachgejagt sind, mit den Mitchristen, die einer anderen Konfession angehörten, mit ihren jüdischen Landsleuten und mit anderen Völkern. Vielmehr haben Kirchenmänner immer wieder Gott als den Kriegsherrn verkündigt, der ihre Nation zum Sieg führt. Jüngstes Beispiel für diese Blasphemie ist das Oberhaupt der Russisch-Orthodoxen Kirche.

Unter dem Eindruck dieser Gewaltgeschichte ist in den evangelischen Kirchen Deutschlands nach 1945 die Überzeugung gewachsen, dass Christen sich für die gewaltlose Lösung von Konflikten zwischen Staaten einsetzen müssen. Und dafür sprechen ja gute theologische und historische Gründe.

Aber die Geschichte hält leider auch eine andere Lektion bereit: In der Nacht zum 30. September 1938 unterschrieben die Regierungschefs von Großbritannien und Frankreich das Münchner Ab-

kommen. Es zwang die Tschechoslowakei, die von deutschsprachigen Böhmen und Mähren bewohnten Grenzgebiete an Hitlerdeutschland abzutreten. Wie andernorts feierten die Kirchen in Großbritannien Dankgottesdienste für die Abwendung eines Krieges. Und Bischöfe priesen Premierminister Neville Chamberlain als Friedenstifter.

Der Basler Theologieprofessor Karl Barth war dagegen heftig kritisiert worden, als er am 19. September 1938 in einem Brief an seinen Prager Kollegen Josef Hromádka die Tschechen zur militärischen Verteidigung ihres Landes aufforderte. Barth schrieb, es seien „merkwürdige Zeiten, lieber Herr Kollege, in denen man bei gesunden Sinnen unmöglich etwas Anderes sagen kann, als daß es um des Glaubens willen geboten ist, die Furcht vor der Gewalt und die Liebe zum Frieden entschlossen an die zweite und die Furcht vor dem Unrecht, die Liebe zur Freiheit ebenso entschlossen an die erste Stelle zu rücken!“

Natürlich ist Putin kein Massenmörder wie Hitler. Aber die Frage bleibt: Wie kann man einen Diktator daran hindern, ein Land nach dem anderen zu überfallen und zu unterjochen?

Keine Ermahnung

DRITTER SONNTAG NACH
EPIPHANIAS, 21. JANUAR

Naaman sprach: Siehe, nun
weiß ich, dass kein Gott ist in
allen Landen außer in Israel.
(2. Könige 5,15)

Das 5. Kapitel des Zweiten Königsbuches erzählt, dass Naaman, der Feldherr des aramäischen Königs, an einer Hautkrankheit leidet. Nach längerem Hin und Her sucht der Nichtjude den



Jürgen Wandel

jüdischen Propheten Elisa auf. Der lässt dem Militär ausrichten, eine Heilung sei möglich, wenn er sich „siebenmal im Jordan“ (Vers 10) wäscht. Dass Elisa ihn nicht persönlich empfängt und sofort heilt, erzürnt Naaman. Und die Aufforderung, den Jordan aufzusuchen dürfte auf ihn gewirkt haben, wie wenn man einem Hamburg-Besucher empfehlen würde, sich die Bille anzuschauen, statt die Elbe. Für Naaman sind jedenfalls „die Flüsse von Damaskus, Abana und Parpar, besser als alle Wasser in Israel“ geeignet, ihn zu heilen (Vers 12). Aber schließlich lässt sich der Feldherr von seinen Dienern überzeugen, es doch mit dem Jordan zu versuchen. Und siehe da: Nachdem er in dem Fluss „siebenmal“ untergetaucht ist, ist seine Haut „wieder heil“ und gleicht der „eines jungen Knaben“ (Vers 14). Und Naaman bekennt: „Siehe, nun weiß ich, dass kein Gott ist in allen Landen außer in Israel“ (Vers 15).

So fremdartig die Erzählung von Naamans Heilung für Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts auch ist, lassen sich ihr zwei Botschaften entnehmen: Gott wirkt oft an unscheinbaren Orten und durch unbedeutende Menschen. Und so hat er auch die Juden berufen, ihn zu verkündigen. Der Hass auf sie hat viele Ursachen. Eine könnte die narzisstische Kränkung der Nachfahren von Philistern und Persern, Römern und Germanen darüber sein, dass Gott nicht sie erwählt hat, sondern die Juden. Und dann sind aus deren Reihen auch noch Jesus, seine Eltern und die Jüngerinnen und Jünger hervorgegangen und Paulus, dessen Missionsverständnis

die Entwicklung des Christentums zur Weltreligion ermöglicht hat.

Und noch etwas ist bemerkenswert: Naaman bat um Vergebung, dass er auch nach seiner Bekehrung zum Gott Israels seinen König zu dessen heidnischem Tempel begleiten und dort „anbeten muss“ (Vers 18). Erstaunlicherweise ermahnte ihn der Prophet Elisa nicht und verwies auf das erste Gebot, sondern sprach zu Naaman: „Zieh hin mit Frieden“ (Vers 19).

Schwach und stark

LETZTER SONNTAG NACH
EPIPHANIAS, 28. JANUAR

**Wir haben aber diesen Schatz
in irdenen Gefäßen, auf dass
die überschwängliche Kraft von
Gott sei und nicht von uns.
(2. Korinther 4,7)**

Wenn Paulus von „irdenen Gefäßen“, zerbrechlichen Tonkrügen schreibt, hat er sich – genauer: seinen fragilen Körper – im Blick. Denn den umtriebigen Völkermissionar setzen immer wieder heftige Schmerzattacken im Kopf außer Gefecht. Umso erstaunlicher ist, dass Gott ausgerechnet einen solchen, angeschlagenen Menschen mit einer gewaltigen Aufgabe betraut hat. Aber nicht nur bei Paulus, auch in unserer Zeit ist Gottes „Kraft ... in den Schwachen mächtig“ (2. Korinther 12,9).

Doch das Bild vom „Schatz in irdenen Gefäßen“ lässt sich noch weiter fassen. So kann man darunter auch die Mittel verstehen, nicht nur die Menschen, durch die das Evangelium unter die Leute gebracht wird. Gott hat die Bibel nicht vom Himmel auf die Erde geworfen oder ihren Verfassern den Wortlaut durch einen Engel eingegeben. Sie waren bei aller göttlichen Inspiration Menschen, die wie alle anderen durch ihre Gene und die Umwelt geprägt wurden. Und so findet sich in den Schriften des Alten und Neuen Testaments viel Menschliches, allzu Menschliches, und leider – auch Unmenschliches. Trotzdem erweist sich dieses irdene Gefäß, die Schrift, als „heilig“, indem sie immer wieder zu Gottes

Wort wird, wenn sie gelesen oder in der Predigt ausgelegt wird.

Auch um die Bibel den Leuten zugänglich zu machen, bedarf es irdener Gefäße, in diesem Fall: Menschen, die Hebräisch und Griechisch in die jeweilige Landessprache übersetzen. Und auch übersetzen ist „irden“, weil Interpretation und mit Fehlern behaftet.

Zu den „irdenen Gefäßen“, die sich als Schatzkästlein entpuppen, zählen auch das Wasser bei der Taufe und Brot und Wein beim Abendmahl. Und nicht selten die Kirchenmusik, ob gesungen oder auf Instrumenten gespielt. Mitunter erschließt sie besser als eine Predigt den Schatz des Evangeliums. Oder sie lässt das Transzendente zumindest erahnen und erfahren.

Indem Gott seinen Schatz, die Botschaft der Liebe, freiwillig irdenen, also zerbrechlichen Gefäßen anvertraut, geht er ein Risiko ein. Und das ist der entscheidende Unterschied zu menschengemachten Göttern. Denn diese setzen auf Gefäße aus Gold, die scheinbar robuster als Tonkrüge sind und auch glänzen, aber innen hohl sind.

Voller Vertrauen

SONNTAG SEXAGESIMÄ,
4. FEBRUAR

**Und Jesus sprach: Mit dem
Reich Gottes ist es so,
wie wenn ein Mensch Samen
aufs Land wirft und schläft
und steht auf, Nacht und Tag;
und der Same geht auf
und wächst – er weiß nicht
wie. Von selbst bringt die Erde
Frucht. (Markus 4,26–28)**

Zur Zeit Jesu arbeiteten die meisten Menschen in der Landwirtschaft. Daher dürfte sie das „Gleichnis vom Wachsen der Saat“ (Markus 4,26–29) unmittelbar angesprochen haben. Obwohl ich in der Jugend mit meinem Vater und dem Schwäbischen Albverein regelmäßig durch die engere und weitere Umgebung meiner Heimatstadt gewandert bin, kann

ich mich nicht daran erinnern, dass ich jemals einen säenden Bauern wahrgenommen habe. Vielleicht denke ich beim Gleichnis vom Wachsen der Saat auch deswegen eher an Eltern, Lehrkräfte und Geistliche. Denn sie säen ebenfalls.

Meine Eltern ließen mich – wie es in den Fünfzigerjahren verbreitet war – eine Woche nach meiner Geburt in der Krankenhauskapelle taufen. Und damit wurde ein Same gesät, der – aus meiner Sicht – bis heute Früchte trägt. Weil ich getauft war, besuchte ich automatisch den Evangelischen Kindergarten, den Religions- und Konfirmationsunterricht. Und meine Mutter lebte mir Gottvertrauen und ein Christentum der Tat vor. Sie engagierte sich für sozial Benachteiligte und bekämpfte die Prügelstrafe, die in den Sechzigerjahren in den Schulen verbreitet war. Ich hoffe, dass meine Mutter mit dem Ergebnis, das ihre Saat bei mir gezeitigt hat, zufrieden gewesen wäre. Aber ich weiß es nicht. Denn sie starb früh.

Auch Lehrkräfte und Geistliche sehen oft nicht, ob ihre Saat aufgeht. Entweder sterben sie vorher, oder diejenigen, die sie geprägt haben, entschwinden ihren Blicken. Ich muss einräumen, dass ich mich leider nie bei den Lehrern und Pfarrern bedankt habe, denen ich viel verdanke. Dagegen sagte jemand jüngst zu mir, für ihn sei eine Bemerkung wichtig geworden, die ich mal bei einer Predigt fallen ließ. Ich hatte sie schon vergessen.

Pfarrpersonen und Lehrkräfte werden nur dann Erfüllung in ihren Berufen finden, wenn sie darauf vertrauen, dass ihre Saat Früchte hervorbringt. Und zwar „von selbst“, auch dann noch, wenn die ihnen Anvertrauten flügge geworden sind. Das gleiche Vertrauen brauchen Eltern. Ja alle, die Jesu Reich-Gottes-Botschaft durch Wort und Tat verkündigen, brauchen den Glauben, dass sich ihr Einsatz lohnt und Früchte trägt.

Martin Luther sagte am 10. März 1522 in einer Predigt: „Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst habe ich nichts getan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich wittenbergisch Bier mit meinem Philippus und Amsdorf getrunken habe, so viel getan, dass das Papsttum schwach geworden ist, dass ihm noch kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab nichts getan, das Wort hat alles gehandelt und ausgerichtet.“ ◀

Schutz der Allgemeinheit

Johannes Spiegelberg zu Robert M. Zoske „Wem gehört Sophie Scholl“ (zz 10/2023):

Ich bin entsetzt über die Gleichsetzung einer Flugblätter werfenden Sophie Scholl mit den gegenwärtigen Klimaklebern, die definitiv Straftaten (Ordnungswidrigkeit kann ich das nicht mehr nennen) durch gefährliche und klimaschädliche Eingriffe in den Straßenverkehr begehen.

Ja schlimmer noch, es wird behauptet, schon die Gesinnung der Klimakleber werde kriminalisiert. Das ist schlichtweg falsch, denn es verunglimpft unseren glücklicherweise noch gut funktionierenden Rechtsstaat. Es ist nur richtig, dass Klimakleber, die vor Gericht sagen, dass sie weiter kleben werden, keine Bewährungsstrafe, die bei Reue und Fehlereinsicht möglich gewesen wäre, mehr bekommen und weggesperrt werden. Weitere gefährliche Eingriffe in den Straßenverkehr werden so verhindert, bevor sie geschehen. Gut so. Das ist keine Bestrafung der Gesinnung, sondern Schutz der Allgemeinheit.

Johannes Spiegelberg

Untragbar

Ulrich Greder, Pfarrer und Religionslehrer i. R., aus Freiburg im Breisgau, zu „Wird nie Frieden im Heiligen Land?“ (zz 11/2023):

Die Beiträge von Johanna Haberer und Jens Nieper lassen eindrücklich ihre persönlichen Erfahrungen und Begegnungen im Lande erkennen. Haberers Beobachtung „Beide Teile des Landes wollen die Lebensrealität des anderen nicht wahrnehmen“ hinterlässt bei ihr tiefe Verunsicherung, und sie hofft zurecht auf eine neue Regierung. Sie hat das getan, was vielen Veröffentlichungen zum Thema abgeht: Sie sprach mit den Menschen vor Ort. Bei Nieper spielt sicher seine langjährige Tätigkeit als Nahostreferent des

Berliner Missionswerkes eine Rolle, weil er auch die Palästinenser in den Blick nimmt. Bei seinem wichtigen und richtigen Hinweis, dass man Hamas und Palästinenser alle in einen Topf werfen möchte, ist er zurückhaltend genug, um nicht deutlich zu sagen, dass sowohl die meisten Politiker und Politikerinnen – bis in die Regierungsspitze – als auch Meinungsmacher in den Medien dies inflationär tun. Haberer und Nieper gemeinsam ist, dass sie die Menschen auf beiden Seiten in ihren Ängsten und Nöten in den Blick nehmen. Nieper weist deutlich hin auf Diskriminierung, Entrechtung, Willkür und Unfreiheit, unter der die Palästinenser leiden und den Landraub durch die Siedler-einheiten.

Christian Staffas Beitrag lässt jede auch nur menschliche und/oder empathische Regung vermissen. Drei Aussagen fallen auf:

Als Erstes sollen den Israelis keine „Ratschläge“ erteilt werden, damit Staffa danach den Ratschlag gibt, Flüchtlingslager der Westbank und in den Nachbarländern aufzulösen und die Flüchtlinge zu integrieren – er meint hier von „Inklusion“ reden zu können. So ein Wort kommt allemal gut an. Demgegenüber die Realität: Wie sollen Palästinenser der Westbank das schaffen, nachdem die israelischen Regierungen über Jahrzehnte der Besatzung keinerlei Möglichkeit gestatteten, ein Gemeinwesen zu errichten, das so etwas schaffen könnte. Staffa weiß das. Hier wird die Grenze zum Populismus überschritten: Man setzt eine gut klingende Idee in die Welt und weiß darum, dass sie nicht zu verwirklichen ist. Staffa leugnet damit die Lebensrealität der Westbank-Palästinenser – geschweige denn die derer von Gaza. Ist dieser Realitätsverlust real oder politisch inszeniert – wie auch immer: skandalös. Zum Zweiten schreibt er von „durchaus erfolgreichen Friedensbemühungen sogar der jetzigen israelischen Regierung“. Ben-Gvir und Smotrich unter den Flügeln des Friedensengels Netanjahu? Meint er das ernst? Netanjahus lange Jahre geduldete Stärkung der Hamas, um einen Riss zur Westbank-PLO zu vertiefen, als Friedensbe-

mühung? Die Siedlerfraktion in Knesset und Regierung mit ihren erfolgreichen Bemühungen, die Siedlungspolitik und somit die Vertreibung der Palästinenser zu beschleunigen, als Friedensbemühung? Das ist richtig gesehen, wenn man sich unter Frieden ein von Palästinensern gesäubertes „Samaria“ und „Judäa“ als annektierte Landesteile eines jüdischen Israel vorstellt ... Und ein Drittes lässt einem dann den Atem endgültig stocken: Staffa will keine wohlfeilen Reden mehr, „sondern wirkliches – vielleicht sogar militärisches – Tun, etwa der NATO ...“ Kein Kommentar.

Christian Staffa ist der Antisemitismusbeauftragte der EKD. Seine Äußerungen sind theologisch wie seelsorgerisch – in Hinblick auf die palästinensischen Christen – untragbar.

Ulrich Greder

Schalom

Christoph v. Stieglitz, Pfarrer i. R. aus Gütersloh, zu Andreas Nachama „Wird nie Frieden im Heiligen Land?“ (zz 11/2023):

Das deutsche Wort Frieden liegt näher beim hebräischen Schalom, als Andreas Nachama meint. Es stammt nämlich nicht von dem althochdeutschen Wort *friten* ab, das „einfrieden, einzäunen“ bedeutet, sondern von dem althochdeutschen Wort *frid*. Dies Wort bedeutet „versöhnen“ (Kluges etymologisches Wörterbuch).

Christoph v. Stieglitz

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbriefe@zeitzeichen.net

Edle Dreisamkeit

Klangjuwelen von Luisa Imorde



Luisa Imorde:
Polychromie.
Berlin Classics,
0302674BC,
2022.

Zum neuen Jahr ein neues Leuchten! Es gibt immer wieder Musik, der das überlichte Licht derart innewohnt, dass sich ihr Glanz in der Resonanz prismatisch vervielfältigt und in der Korrespondenz Unerhörtes offenbart. Sei es „Spem in alium“ von Thomas Tallis oder „Air“ von Johann Sebastian Bach, Robert Schumanns „Erster Verlust“ oder George Gershwins „Summertime“ – immer stellen nachfolgende Komponistinnen und Komponisten zu solchen musikalischen Fixsternen bewusst oder unbewusst Korrespondenzen her, die es zu hören und zu entdecken gilt.

Eine Entdeckerin solch immanenter, lichter Korrespondenzen ist die Pianistin Luisa Imorde – sie hört sich tastend ein, erkundet Farbe und Gestalt der Töne, spürt ihrer Reichweite nach und prüft sie auf ihre Resonanz – so zum Beispiel in puncto Rhythmik, virtuoser Melodik und kontrapunktischer Polyphonie zwischen Johann Sebastian Bach und dem unter Kennerinnen und Kennern wie ein Juwel gehandelten ukrainisch-russisch-jüdischen Komponisten und Jazz-Pianisten Nikolai Kapustin (1967–2020) auf der exzellenten CD „moon rainbow“, die bereits 2020 erschien und dank begeisternder Fingerfertigkeit und musikalischer Eloquenz neue Hörfenster geöffnet hat. Allein diese CD ist schon ein Geschenk für jedes neue Jahr.

Nach neuen, ausgedehnten Spaziergängen unter dem musikalischen Sternenhimmel hat Luisa Imorde ein nächstes Korrespondenzen-Album veröffentlicht, das von mindestens ebensolch seltener Schönheit ist und ob seiner luzide schimmernden Sequenzen noch in dunkelsten Stunden zu leuchten vermag: Polychromie – eine klingende Zusammenschau von Werken des französischen Barock-Granden François Couperin (1668–1733) und des Klangmystikers Olivier Messiaen (1908–1992).

Dessen acht dicht gewebte *Préludes pour Piano* von 1928/29 (!) flicht sie zwischen 16 *Préludes* und *Pièces Couperins*, eigentlich für Cembalo – und spielt das alles auf einem modernen, voluminösen Bösendorfer-Flügel, dessen Sound gelinde gesagt Meilen von dem eines barocken Cembalos entfernt ist. Aber höre: Unter den kraftvoll zugreifenden, behutsam Kontakt aufnehmenden Fingern Luisa Imordes und auf eben diesem Instrument stellen sich Resonanzen ein – Zwiegespräche der Töne, die einander sich beflügelnden Impulse und sich verschränkenden Gebärden, aus denen ein großes Gemeinsames in Zweisamkeit, nein: Dreisamkeit entsteht. Denn diese Offenbarungsstunde Couperins und Messiaens wäre ja nichts ohne ihre profunde Moderatorin Luisa Imorde, die beide so zu nehmen weiß, wie sie sich von ihrer schönsten, tiefsten Weise zeigen mögen. Sie gibt jedem, was er braucht, packt den einen bei den Hörnern, bettet den anderen auf grünen Auen und bewegt sich bravourös lächelnd durch alle Fährnisse der verschiedenen Partituren. Das zeugt von großer Kunst und besonderem Können – und einem tiefen Sinn für das lichtreiche Schöne.

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Famose Party

Parcels: Live Volume 2



Parcels:
Live Vol. 2.
(Doppel-Vinyl)
Because Music/
Virgin 2023.

Eingeschrieben, aber nur wegen Versicherung und Semesterticket, stattdessen in einer WG mit den Kollegen und erst mal ein „Bandjahr“ – aus dem bereits ein zweites wurde: viel Proben, nebenher Jobs, Gigs und Videos für Social Media. Kann man machen, ein junger Bekannter tut es. Das Rolemodel ist alt – und klar: Bekanntheit, Fans. Dann Stars?

Bei den Parcels hat es geklappt, ohne Fackelstudium. Im High-School-Abschlussjahr in Australien gegründet, zog die Band kurz

darauf 2015 nach Berlin, wo die Fünf erst in einer Einraumwohnung hausten. In Berlin sind sie noch immer – und inzwischen eine angesagte Electropop-Rave-Truppe, besonders in Frankreich, wo Daft Punk mit ihnen bereits 2017 eine Single aufnahmen. Im Pariser Le Palace wurde denn auch ihre Doppel-LP *Live Vol. 2* aufgezeichnet – ein famoses Partydokument. Keyboarder Patrick Hetherington sieht im achten der zwölf Tracks den Schwenkpunkt jener Nacht: „Über eine Stunde down the rabbit hole – und Thefear war der Moment, als die Party sich nach innen gekehrt hat.“ Wobei dieses aus Alice im Wunderland vertraute „down the rabbit hole“ das Vergessen der Zeit meint. Ausgelassenes Feiern wird besondere Konzentration, eine Verdichtung – man kann es spüren, auch ohne dabei gewesen zu sein.

Und natürlich lässt solch eine Beschreibung aufhorchen, zumal es den Parcels genau um diese Momente nächtlichen Abflugs geht, für die sie die Songs entsprechend präparieren. Hetherington sagt: „Wir wollten die Leute mit in den Club nehmen – in jene spannungsreiche und gesichtslose, euphorische Welt oder Situation, die entsteht, wenn du die richtigen Akkorde und Rhythmen in der treffenden Wiederholung abfeuerst. Nenn’ es Transzendenz. Wenn die Leute aufhören zu denken und nur noch fühlen, sich bewegen: that deep escape.“

Ihr Sound ist inspirierter Disco-House, fernab von alten DJism-Puristen oder dem Gepose aktueller Turntablisten. Die Parcels bringen reinen Four-to-the-floor-Stoff, der Herz, Füße, Hüften bewegt. Als Einfluss und Vorbilder nennen sie Beatles und Beach Boys, was bei ihren Harmoniegesängen durchscheint und funkelt, außerdem Bowie, Whitest Boy Alive, Steely Dan und Bee Gees in deren Disco-Phase. Alles spürbar drin – und jener Tackern mehr, der diese Übersiedler Parcels ausmacht. Ihr Flow drückt, schiebt, zieht, wie es gerade nötig ist. Deep escape eben, Ausflucht allerdings nicht. Manchmal braucht man solch Erholen – gerade weil da draußen jene mit den greulichen Tunneln sind, die Tanz ebenso wie freie Frauen hassen, sie vernichten wollen und Juden buchstäblich zerhacken. An das Supernova-Festival im Negev, Shani Louk und all die anderen dort müssen wir bei diesem Album deshalb ebenfalls denken, lassen uns die Transzendenz aber nicht nehmen. Für den Kampf um sie, der unausweichlich ist, kann sie nur stärken.

UDO FEIST

Schmerzhaft

Literarische Wiederentdeckung



Cordelia Edvardson:
Gebranntes Kind sucht das Feuer.
Ungekürzte Lesung. Eine MP3-CD, Argon Verlag, Berlin 2023.

Eine Tochter geht durch Hölle, damit die Mutter leben kann ... Was für eine unerhörte Geschichte! Kaum glaublich, aber wahr. Sie handelt von einer Mutter-Tochter-Beziehung und zugleich von dem dunkelsten Kapitel der deutschen Vergangenheit. Es ist die Geschichte von Cordelia Edvardson. Ihre Mutter ist die deutsche Schriftstellerin Elisabeth Langgässer.

Elisabeth Langgässer (nach der NS-Rasselogik eine Halbjüdin) versucht, ihre Tochter (nach der NS-Rasselogik eine Dreivierteljüdin) vor der Deportation zu schützen, indem sie der damals 14-Jährigen die spanische Staatsbürgerschaft verschafft. Das bleibt allerdings nicht ohne Folgen: Die Gestapo stellt Mutter und Tochter vor die Wahl: Entweder behält Cordelia die deutsche Staatsbürgerschaft und unterwirft sich den deutschen Rassegesetzen (und damit auch der Deportation) oder die Mutter würde des Hochverrats angeklagt. Die Tochter unterwirft sich. Was folgt, ist Theresienstadt und danach Auschwitz.

Cordelia Edvardson hat beide Lager überlebt, ist nach Schweden gegangen und hat dort als Journalistin gearbeitet. Ihre Geschichte hat sie erst Jahrzehnte später aufgeschrieben.

Vielleicht brauchte es die zeitliche Distanz: Ohne Pathos erzählt Edvardson von ihrer Jugend in Deutschland und von den Schrecken der Lagerhaft. So distanziert der Stil, so lakonisch der Ton – als literarisch-autobiografisches Zeugnis der NS-Verbrechen ist das Buch ein Denkmal von bleibendem Wert. Ein Dank gilt dem Hanser Verlag, es nach seinem ersten Erscheinen auf Deutsch 1986 jetzt wieder veröffentlicht zu haben. Ein Hörerlebnis wird es durch die Schauspielerin Nina Kunzendorf, die die geschriebenen Worte in gesprochene verwandelt, ohne ihnen die Tiefe zu nehmen.

ANNEMARIE HEIBROCK

Einzigartig

Andere Geschlechter



Dagmar Pauli:
Die anderen Geschlechter.
Verlag C. H. Beck, München 2023, 272 Seiten, Euro 18,-.

Mehr Sachlichkeit in die Debatte über Geschlechtsidentitäten bringen – das ist das Hauptanliegen von Dagmar Pauli mit diesem Buch. Die Chefärztin und medizinisch-therapeutische Leiterin an der psychiatrischen Universitätsklinik Zürich will die aktuellen Debatten und Erkenntnisse einem interessierten Publikum nahebringen.

Pauli schöpft dabei aus ihrer 15-jährigen Erfahrung in der Behandlung und Beratung von Kindern und Jugendlichen, die in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität Beratungsbedarf haben, sowie ihrer Eltern und Familien. Was ist trans Geschlechtlichkeit? Was sind nicht binäre Geschlechter? Wie funktionieren Pubertätsblocker? Wann sind geschlechtsangleichende Operationen sinnvoll und wann nicht? Wie lassen sich ernste Bedürfnisse und kurzfristige Modeerscheinungen unterscheiden? Alle nur denkbaren Fragen rund um das Thema werden umfassend und allgemeinverständlich erklärt.

Mit den verbreiteten skeptischen Einwänden gegen ein allzu weites Verständnis von geschlechtlicher Selbstbestimmung, insbesondere wenn es um Kinder und Jugendliche geht, setzt Pauli sich ausführlich auseinander. Sie nimmt die Befürchtungen ernst, die vor allem von Eltern an sie herangetragen werden. Selbst vertritt Pauli aber einen eindeutigen Standpunkt, nämlich den der Akzeptanz gegenüber den Betroffenen. Sie tut das vor allem aus ärztlicher und therapeutischer Sicht, der es vor allem darauf ankomme, persönliches Leid zu verringern. Eine Stärke des Buches liegt darin, dass Pauli über Geschlechtsidentitäten

nicht als absolute Wahrheiten spricht, sondern zeigt, wie sich bei diesen Debatten gesellschaftliche und kulturelle Konzepte von Geschlechtlichkeit überkreuzen. Ansichten und Positionen stehen nicht im luftleeren Raum, sondern reagieren auf verbreitete Praktiken und überlieferte Traditionen. So ist zum Beispiel die heute gängige Rede von „nicht binären“ Geschlechtern überhaupt nur denkbar in einer Kultur, die von binären Geschlechterrollen wie männlich-weiblich ausgeht.

Zum Verständnis der Thematik hilft auch, dass Pauli die aktuellen Geschlechterdebatten in ihre historische Entwicklung einordnet. Dass insbesondere jüngere Menschen heute so vehement die Anerkennung fluiden und selbstbestimmter Formen des Geschlechtsausdrucks einfordern, sei auch eine Reaktion darauf, wie rigide die Gesellschaft früher das Bekenntnis zu exakt einem von zwei Geschlechtern verlangt hat: Noch bis vor wenigen Jahren mussten Menschen, die das ihnen aufgrund ihrer Genitalien zugewiesene Geschlecht nicht akzeptieren wollten, ein eindeutiges Bekenntnis zum entgegengesetzten Geschlecht ablegen, also etwa besonders stereotype Verhaltensweisen und einen entsprechenden Kleidungsstil pflegen und „geschlechtsumwandelnde“ chirurgische Eingriffe vornehmen lassen.

Die heutigen trans Aktivist*innen plädieren hingegen für die Akzeptanz von Zwischenformen, Uneindeutigkeiten und weniger stereotypen Varianten auch von Weiblichkeit oder Männlichkeit, was Pauli aus ärztlicher Sicht unterstützt. Warum, das macht sie an zahlreichen Beispielen und Erfahrungsberichten von Menschen deutlich, die ihre persönliche Geschichte erzählen. Jeder Fall, so der Appell des Buches, muss in seiner Einzigartigkeit betrachtet werden.

Um den Leidensdruck von Menschen zu mindern, die unter Geschlechtsdysphorie leiden – also unter der Zuordnung zu einem Geschlecht, das ihrem Eigenempfinden nicht entspricht –, seien die wichtigsten Faktoren Akzeptanz und Offenheit vonseiten der Familie und der Angehörigen, betont Pauli. Vor allem für sie ist das Buch gedacht. Es setzt keinerlei Vorwissen voraus und ist eine nützliche Lektüre für alle, die sich mit dem Thema vertraut machen möchten.

ANTJE SCHRUPP

Große Bandbreite

Theißen: Resonanztheologie



Petra von Gemünden/
Annette Merz/Helmut Schwier (Hg.):
Resonanzen.
278 Seiten,
Gütersloher Verlagshaus,
Gütersloh 2023,
278 Seiten,
Euro 34,-.

In den 1970er-Jahren habe ich in Edinburgh Theologie studiert. Zu meiner Verblüffung gab es dort etwas, was ich in Deutschland noch nie erlebt hatte: Die Professoren öffneten regelmäßig ihre Häuser oder Wohnungen und luden ihre Studierenden zu Besuch. Es waren Abende mit großartigen Gesprächen und anregenden Ideen. Liest man die Beiträge in dieser Festschrift, müssen das Gerd Theißen und seine Frau auch so gehalten haben. Ein offenes Haus für ihre Studierenden aus aller Welt. 45 von ihnen haben nun ihre Beiträge in diese Festschrift eingebracht, 278 Seiten stark.

Ausgehend vom Leitbegriff der Resonanz streifen sie alle Aspekte menschlichen Lebens. Gerd Theißen ist bei seinem Bemühen, eine heutige Sprache für exegetische, systematische, hermeneutische, aber auch soziologische Gedanken und Erkenntnisse zu finden, auf das Phänomen der Resonanz gestoßen und hat daraus eine eigene Resonanztheologie entwickelt. Dabei dürfte ihm sein Spiel auf der klassischen Gitarre geholfen haben. Das Bild von Schwingungen, die in anderen Körpern ihrerseits Schwingungen auslösen, kann man nicht nur auf die Theologie anwenden. So kann die Selbstoffenbarung Gottes Resonanzen im menschlichen Glauben auslösen, die wiederum zu eigenen neuen Schwingungen führen. Glaube als Resonanzerfahrung

Diese Grundidee entfalten nun dankbar seine ehemaligen Studierenden. So beschreibt Eric Kun Chun Wong, Professor em. an der Chinese University of Hong Kong, in seinem Artikel „Resonance of A Life Journey“ (einige der Artikel sind auf Englisch und Französisch verfasst), wie er eine neutestamentlich-griechische Über-

setzungs-App für chinesische Studierende erschaffen hat.

Max Küchler, Professor em. für Neues Testament an der Universität Fribourg/Schweiz, erklärt, wie der frühchristliche Doppelspruch Lukas 16,9b „Euch selbst macht Freunde aus dem Mammon des Unrechts ...“ noch im Zweiten Jüdischen Krieg ein numismatisches Echo in jüdischen Münzen gefunden hat. Das liest sich wie die Puzzle-Stücke eines Krimis.

Im zweiten Teil des Buches – systematisch-theologische Resonanzen – geht etwa Professorin Gudrun Guttenberger von der PH Ludwigsburg auf Gerd Theißens Religionskritik mit einem Literarisch-Wissenschaftlichen Quartett ein, das eine Pressekonferenz gibt, die von solchem intellektuellen Niveau ist, dass Journalisten nicht wüssten, was in der Kreiszeitung zu schreiben wäre. Aber großartig zu lesen.

Kreativ auch, die sarkastische Ironie in Jesaja 6,9–10 aufzudecken. Peter Lampe, Professor em. für Neues Testament an der Universität Heidelberg, versteht so Gott als enttäuschten Liebhaber. Damit enthüllt der Text eine komplett gegenteilige Botschaft als bisher ausgelegt.

Originell ebenfalls Professor Harry O. Maier von der Vancouver School of Theology. Mit seinem Essay „Apocalypse and Resonance at +1,5° C“ bringt er einen neuen Blick auf alte Texte. In Lukas 19,40: „Die Steine werden schreien!“ sieht er eine Resonanz der Schöpfung auf heutiges menschliches Nicht-Handeln in der Klimakrise. Da wird das letzte Buch der Bibel brandaktuell.

Die Festschrift ist kein Buch zum Schmökern. Es sind 41 wissenschaftliche Aufsätze, welche die große Bandbreite des Jubilars wiedergeben. In wissenschaftlicher Sprache. Dass sich viele darauf einlassen, beweist schon die zweite Auflage. Es ist ein Buch für die Horizonterweiterung.

JÜRGEN KAISER

Aktualität

Theologischer Dialog gefordert



Diarmaid MacCulloch:
Das Christentum.
Verlag Mohr Siebeck,
Tübingen 2023,
126 Seiten,
Euro 29,-.

Der britische Kirchenhistoriker Diarmaid MacCulloch hat sich an der Eberhard-Carls-Universität Tübingen mit einer beeindruckenden Rede für die Verleihung des Leopold-Lucas-Preises 2019 bedankt. Dieser seit 1974 verliehene Preis wurde vom Ehrensensator der Universität Franz Lucas gestiftet, der damit an seinen Vater, den renommierten Rabbiner und Historiker Leopold Lucas erinnern möchte. Lucas lehrte ab dem Jahr 1940 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, die zu dieser Zeit bereits vom Naziregime zur Lehranstalt degradiert worden war und 1942 dann geschlossen wurde. In Theresienstadt ist Lucas schließlich umgekommen.

MacCulloch formuliert in seiner Dankrede, die nun im englischen Original und in der deutschen Übersetzung vorliegt, die Essenz, die er aus der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Reformation und mit dem weltweiten Christentum ermittelt hat. Mit seiner Rede intendiert er eine Sinnstiftung für die an Mitgliederzahlen, gesellschaftlicher Reichweite und

Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag
8–16.30 Uhr

Freitag
8–14.30 Uhr

Servicetelefon
0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

Berührend

Martin Doerry: *Lillis Tochter*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2023, 320 Seiten, Euro 24,-.

Dem promovierten Historiker Martin Doerry standen als Grundlage für sein Buch neben Erinnerungen und Gesprächen weit über tausend Briefe aus seiner Familie zur Verfügung. Entstanden ist die berührende Geschichte einer Frau, die wie viele aus ihrer Generation Mutter oder Vater im Holocaust verloren hat. Und die sich mit 14 Jahren, als die Mutter zunächst in ein Arbeitserziehungslager kommt, um die Geschwister kümmern musste. Es ist auch die Geschichte einer Frau, die in den Zwängen ihrer Zeit gefangen war.

Inszenierung

Sarah Wagner: *Die Kunst- und Wunderkammer im Museum*. Reimer Verlag, Berlin 2023, 304 Seiten, Euro 49,-.

Der Inhalt eröffnet und erklärt wunderbare Räume, das wissenschaftliche Werk ist nicht nur für Historiker, Kuratoren oder Museologen interessant. Waren es nicht auch schon immer die Heiligtümer und Kirchen, welche die Menschen in ihren Bann zu ziehen suchten? Aus Kunst- und Wunderkammern entwickelten sich im 19. Jahrhundert die Museen. Anhand prominenter europäischer Beispiele zeigt die Kunsthistorikerin Sarah Wagner auf, wie einst bürgerliche, höfische oder kirchliche Sammlungen auf ihrem historischen Kontext wiederbelebt werden. Das Ausstellungsformat erlebte um die Jahrtausendwende eine Renaissance, schon deshalb ist die reich bebilderte Lektüre eine Entdeckungsreise wert.

Aus der Vergessenheit

Ulrich Chaussy: *Arthur Eichengrün*. Herder Verlag, Freiburg 2023, 368 Seiten, Euro 26,-.

Ulrich Chaussy, investigativer Journalist und Sachbuchautor, legt hiermit eine weitere packende Biografie vor. Arthur Eichengrün, einer der bedeutendsten Chemiker und Erfinder während der Kaiserzeit und Weimarer Republik, ein Forscher und Unternehmer in Personalunion. Er war Nachbar von Hitler auf dem Obersalzberg und überlebte das KZ Theresienstadt. Er musste erkennen, dass er eines nicht synthetisieren konnte: seine eigene, schützende Identität. Ulrich Chaussy holt ihn zurück aus der Vergessenheit und lässt seine Zeit lebendig werden.

medialem Einfluss radikal abnehmenden christlichen Kirchen Westeuropas. Dabei spricht er nicht überheblich vom „Gesund-schrumpfen“ dieser Kirchen, sondern führt ihnen in einem souveränen Überblick die historische Genese des Christentums und damit die Vielfalt kirchlichen Existierens unter prekären wie machtgestützten Bedingungen vor Augen.

Leitend ist dabei für MacCulloch die Einsicht, dass es die einzig wahre Kirchengestalt und Religion nicht gibt. Gerade da, wo sich eine Kirche als die einzig wahre aufspiele und im Verbund mit totalitärer Herrschaft Menschen den Glauben aufzwingen wolle, dokumentiere sie damit nur die Tatsache, dass seit Kain und Abel die Religion mit Konkurrenz beginnen und mit Mord enden kann. MacCulloch plädiert für eine Kirche, die die Wahrheit nicht gepachtet haben will, sondern auf der Suche nach ihr bleibt. Für eine Kirche, die Gott nicht als die Antwort verkündet, sondern als Kirche des Gekreuzigten die Frage nach Gott stets wachhält. In der durch die Reformation pointierten *theologia crucis* sieht er bis heute den hermeneutischen Schlüssel, mit dem er die christliche Kirche und ihre ökumenische Vielgestaltigkeit für die Fragen der Menschen und der Menschheit auf- und nicht abschließen möchte.

Im Sinne der zentralen christlichen Botschaft vom gekreuzigten Gott kann MacCulloch nur empfehlen, sich gegen eine mitunter gar konspirativ mit der politischen und wirtschaftlichen Macht verbündete Kirche für eine solche der Schwachheit zu entscheiden.

Eine dazu entschiedene Kirche müsste sich nicht hinter autoritären Regimen vor den Herausforderungen der Moderne zurückziehen, sondern könnte neugierig und geduldig auf deren Folgen für das Miteinander der Generationen, der Geschlechter und der Staaten zugehen und dabei die Schwäche des Menschen im Blick behalten.

Aktualität bezieht der Vortrag insbesondere aus den eindrücklichen Passagen, die MacCulloch über die politische und kirchenpolitische Gegenwart in Russland, aber auch in den USA schreibt. Das Moskauer Patriarchat lasse sich als „Werkzeug des russischen Nationalismus im Ukraine-krieg“ missbrauchen, und russisch-orthodoxe Kirchenführer verfolgen Gläubige „außerhalb und innerhalb des Christentums“, während in den USA evangelikale Protestanten den Gewaltkult dulden, „...

der zur Erstürmung des Kapitols am 6. Januar 2021 führte ...“.

Für den durch die Reformation inspirierten Kirchengeschichtler MacCulloch steht insbesondere der theologische Dialog zwischen den durch die Aufklärung herausgeforderten Kirchen des Westens und denen des Ostens noch aus. Dies liest sich auch wie eine Einladung der westlichen Kirchen an die Kirchen des Ostens. Im ökumenischen Gespräch könnte darauf vertraut werden, dass die Ökumenizität der christlichen Kirche gerade in ihrer Vielfalt und Vielgestaltigkeit liegt.

FRIEDRICH SEVEN

Empfehlung

Weltsprache des Altertums



Horst Gzella:
Aramäisch.
Verlag
C. H. Beck,
München 2023,
480 Seiten,
Euro 36,-.

Es ist eine abenteuerliche Reise, auf die Horst Gzella seine Leserschaft mit seinem Buch *Aramäisch* mitnimmt. Er ist ein ausgewiesener und sprachkundiger Fremdenführer, vor gut zehn Jahren hat er einen sehr instruktiven Überblick zu den Sprachen aus der Welt des Alten Testaments herausgegeben, daneben zeigt er sich verantwortlich für ein umfassendes Wörterbuch zur aramäischen Sprache.

Wir finden uns in der Keizersgracht in Amsterdam ein, bei der „De Moeders Godskerk van de Syrisch-Orthodoxen Amsterdam“. Der Begriff „Gottesgebärrin“ führt uns in die christologischen Streitigkeiten des fünften Jahrhunderts und ist nicht nur Name, sondern auch Bekenntnis. Die Bezeichnung „syrisch“ meint eigentlich „aramäisch“, so weist auch die syrische Schrift auf der Inschrift in die früheste Zeit. Die Buchstaben wie die orthografischen

Regeln entstammen einer vorchristlichen Kanzleischrift. *Etta*, das Wort für Kirche, ist dem Hebräischen *eda* entlehnt, welches Versammlung oder Gemeinde bedeutet. Wir haben noch keinen Schritt gemacht und stehen schon inmitten der dreitausendjährigen Geschichte des Aramäischen.

Es ist eine Mammutaufgabe, der sich Gzella gestellt hat, zehn Jahre hat er an seinem Werk gearbeitet, „größtenteils während der Stille der Nacht, in räumlicher Abgeschiedenheit und beim Schein der Studierlampe“. Und es ist eine Sisyphusarbeit, Aramäisch ist eine lebendige Sprache, aufgeteilt in unzählige Dialekte, die sich nach Ort und Zeit unterscheiden und ständiger Veränderung unterliegen. Sie verband in Orient und Antike die verschiedenen Völker, diente auf lokaler Basis der mündlichen Kommunikation und der schriftlichen Verständigung.

Bei aller Unterschiedlichkeit, es gibt einen konstanten grammatischen Bauplan und wesentliche Gemeinsamkeiten in der Phonologie. Das hält dieses weitgespannte Netz zusammen, geknüpft in den lokalen Schreibstuben gebildeter Schreiber. Auf sie hat der Autor sein Augenmerk besonders geworfen, ihrer Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit wie auch ihrer Selbstständigkeit verdankt diese Sprache ihr Durchsetzungsvermögen und ihre Langlebigkeit. Und nicht zuletzt verhalf ihr auch die leicht zu handhabende Alphabetschrift aus Byblos zum Erfolg. Verträge und Briefe fassten ihre Schreiber zunächst ab, später auch poetische und religiöse Texte.

Das Zentrum waren Syrien und Mesopotamien, über Kaufleute und Missionare wurde Aramäisch dann bis nach Nordafrika und China gebracht. Seit dem ersten Jahrhundert vor Christus wird es auch in Palästina gesprochen. Im Neuen Testament finden sich bekanntlich zwei aramäische Zitate Jesu „talihta kum“ und „lama sabachthani“, sehr vereinzelt begegnen auch Semitismen. Gzella aber warnt vor einer Rückübersetzung ins Aramäische, für ihn ist das eine „unhaltbare Pseudowissenschaft“. Wie gut, dass das der Theologe und Orientalist Joachim Jeremias (1900–1979) nicht lesen muss. Interessant ist der Hinweis auf den Christustitel „Menschensohn“, er bedeutet schlicht „jemand“ oder „jedermann“.

Das Wort „Menschensohn“ entstammt bekanntlich dem Danielbuch, in dem – wie auch bei Esra – Teile in Aramäisch abgefasst sind. In diesem Kapitel ist Gzella ein kleines Meisterstück gelungen, denn hier

führt die Sprache zur Lösung des Menelekels. Es ist gerade die Verbindung von „durchgebildete[m] Schreibertum und inspirierter Weisheit“, dem das Rätsel seinen Ursprung und seine Aussage verdankt. Die beiden Begriffe für Hand und Schrift kennzeichnen in der reichsaramäischen Tradition die eigenhändige Unterschrift. Bevor auch nur jemand den Sinn verstanden hat, war das Schicksal Babylons durch Gottes selbst unterzeichnetes Urteil besiegelt.

Auf den langen und bisweilen verschlungenen Wegen durch die Geschichte des Aramäischen erweist sich Gzella stets als kundiger Reiseführer, der uns von dem frühesten Auftauchen eines aramäischen Textes auf der ägyptischen Insel Elephantine bis hin zum Auftauchen des Arabischen bringt, aber auch zum Neubeginn der Sprache im Turoyo, das in der Diasporagemeinschaft in Internetkursen unterrichtet wird. Im Grunde sind wir wieder am Anfang angelangt, nach beinahe dreitausend Jahren und 380 Seiten. Die Reise samt Reiseführer verdient eine Empfehlung. Ein reichhaltiger Anhang schließt das Werk ab.

WERNER MILSTEIN

Spannend Netzwerke der Nonnen



Henrike Lähnemann/Eva Schlotheuber:
Unerhörte Frauen.
Propyläen Verlag, Berlin
2023, 222 Seiten,
Euro 26,-.

Die didaktisch hervorragend konzipierte Darstellung über Leben und gesellschaftliche Rolle von Nonnen in ausgewählten niedersächsischen Frauenklöstern des 15./16. Jahrhunderts, die die Germanistin Henrike Lähnemann und die Historikerin Eva Schlotheuber geschrieben haben, bietet verschiedene Schwerpunktthemen. Dabei geht es um das Leben

Kleinod

Michael Maul: *J. S. Bach.* Insel Verlag, Berlin 2023, 205 Seiten, Euro 18,-.

„Eine Liebeserklärung an die Musik des Thomaskantors Johann Sebastian Bach“, fasst der Musikwissenschaftler und Podcaster Michael Maul und „Bach-Vermittler“ sein kleines, feines Büchlein aus der Insel-Bücherei-Reihe zusammen. Bach, der in diesem Jahr vor 300 Jahren das Thomaskantorat in Leipzig übernahm, schuf 150 erhaltene Leipziger Kantaten und seine Oratorien als „gottesdienstliche Gebrauchsmusik“, um die Bibeltexte auch musikalisch zu vermitteln. Mauls Anliegen ist es nun, bei der Leserschaft die Lust zu wecken, sich auf den „Kosmos an kreativer Klangrede“ einzulassen. Das ist ihm mit diesem wunderbaren Kleinod gelungen.

Heilsame Unterbrechungen

Christoph Bevier: ... in den Strom zu kommen, der zu Gott hin fließt. Echter Verlag, Würzburg 2023, 104 Seiten, Euro 12,80.

Christoph Bevier, evangelischer Pfarrer, Pastoralpsychologe und Supervisor, lädt in seinen Gedichten ein, in den Strom zu springen oder besser gesagt sich in die Nähe des Stroms zu wagen, zu Gott hin. Alltagsimpressionen, der Blick in das erste Evangelium, in die Natur – in die verschiedenen Momentaufnahmen, Farben der Weinberge, die Krähe oder auch in die Lichtspiele, die zwischen Himmel und Erde zu entdecken sind. Es sind heilsame Unterbrechungen des Schauens, Entdeckens – manchmal wortreich, manchmal fremd. Im zweiten Teil des Gedichtes kommt das Ringen um die Transparenz zur Sprache. Ein kleiner Gedichtband, der nicht leicht verdaulich daherkommt, aber deshalb umso wertvoller und gemäßer für die Begegnung zwischen Gott und Mensch und Mensch und Gott ist.

Israel

Navid Kermani/Natan Sznaider: *Israel.* Hanser Verlag, München 2023, 64 Seiten, Euro 10,-.

Ihre erste Begegnung liegt mehr als zwanzig Jahre zurück, danach ergab sich ein reger E-Mail-Austausch zwischen dem Schriftsteller Navid Kermani und dem Soziologen Natan Sznaider. Dieser liegt nun aktualisiert und mit einem Ende Oktober formulierten Vorwort vor. In dieser Korrespondenz kommt die Frage nach der Zweistaatenlösung, die Siedlungspolitik Israels ebenso vor wie die terroristischen Attentate.

in der klösterlichen Klausur, die Ausbildung der Nonnen und ihre Netzwerke wie Herkunftsfamilie und ihr soziales Umfeld. Thema sind auch die Klosterreform des 15. Jahrhunderts, Musik und Gesang, die Frauenkonvente und die Reformation sowie Sterben im Kloster.

Die Autorinnen können aus einem Schatz von Texten schöpfen, die Nonnen in jenen Klöstern geschrieben hatten und die von der Historikerin Schlotheuber und der Germanistin Lähmann erstmals erschlossen und ediert wurden: Das sogenannte Konventstagebuch einer anonymen Nonne aus dem Zisterzienserinnenkloster Heilig Kreuz bei Braunschweig aus den Jahren 1484 bis 1507 und eine umfangreiche Sammlung von Briefen, die Nonnen aus dem Kloster Lüne zwischen 1460 und 1555 geschrieben hatten. Diese Quellen, die die eigene Sicht der Nonnen auf ihr Leben in der Klausur und die Vorgänge im und um das Kloster wiedergeben, ermöglichen den Autorinnen, am Anfang jedes Kapitels zuerst die Nonnen selbst zu Wort kommen zu lassen.

Das Selbstverständnis der Nonnen herauszuarbeiten, das durch die abwertende konfessionelle Polemik des 16. Jahrhunderts verdeckt und verzerrt wurde, ist eines der Anliegen der Wissenschaftlerinnen. Dazu kommt ihr Interesse, den von der historischen Forschung vernachlässigten weiblichen Akteuren in der Geschichte des Spätmittelalters und der Reformation ihren Platz wiederzugeben. Aus den Quellen ergibt sich das Bild von Frauen mit einer anspruchsvollen Bildung, die in der Gesellschaft eine Vorbildfunktion einnahmen und selbstbewusst ihren Alltag gestalteten. Die Klausur sperrte die Nonnen nach ihrem Verständnis nicht weg, sondern schützte sie. Zugleich war die Architektur des Klosters so gestaltet, dass geregelte Kontakte zwischen Nonnen, Laienschwestern und dem übrigen Personal der Klosterfamilie möglich waren, insbesondere auch zwischen den Konventsfrauen und ihren für sie zuständigen Geistlichen, dem Propst, dem Beichtvater und den Priestern.

Die erzählten Klostergeschichten zeigen starke wie schwache Frauen. Mit selbstbewusstem Auftreten, aber auch diplomatischer Kompromissbereitschaft sicherten einige Lüneburger Frauenklöster in der Reformationszeit ihr Überleben bis in die Gegenwart, unterstützt durch einflussreiche Verwandte einiger Kloster-

frauen. 1524 übernahm „eine starke Frau“, Margarete Stöterogge, das Amt der Äbtissin im Kloster Medingen, unweit von Lüneburg gelegen. Die Nonnen beschwerten sich 1553 beim Herzog gegen den ihnen aufgedrängten lutherischen Prediger wegen seines polemischen, grobschlächtigen Predigens und erreichten die Einsetzung des von ihnen gewünschten Predigers sowie die Erlaubnis, die Messliturgie weiterhin lateinisch singen zu dürfen. Den Kelch beim Abendmahl akzeptierten sie 1554. Ansonsten führten sie noch etwa anderthalb Jahrhunderte die aus der Zeit der Klosterreform des 15. Jahrhunderts stammenden Gebräuche des Klosters fort.

In jedem Kapitel wird neben den Textzeugnissen ein Beispiel aus der „materiellen Kultur“ der Klöster vorgestellt und durch Farbtafeln veranschaulicht (Ebstorfer Weltkarte, mit Bildern bestickte Wandteppiche sowie ein Gemälde). Auch die für die Identität der Klöster so wichtige Klangwelt der Frauenklöster (Gesänge, Orgel, Glocken) werden einbezogen.

Das spannende geschriebene Buch ist voller neuer Informationen im Detail und ist geeignet, neue Forschungen über Frauenklöster in anderen Regionen Deutschlands anzuregen.

ULRICH BUBENHEIMER

Guter Überblick

Streit um die Nakba-Ausstellung



Wolfgang Benz (Hg.):
Erinnerungsverbot?
Metropol
Verlag, Berlin
2023, 192 Seiten,
Euro 19,-.

Es war im vergangenen Sommer beim Deutschen Evangelischen Kirchentag (DEKT), als es zum Eklat um die Ausstellung „Die Nakba. Flucht und Vertreibung der Palästinenser 1948“

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

- Monika Barz
Professorin em. für Frauen- und Geschlechterfragen an der Evangelischen Hochschule in Ludwigsburg, Reutlingen
- Jörg Böhling
Fotograf, Hamburg
- Klaus-Martin Bresgott
Germanist, Kunsthistoriker und Musiker, Berlin
- Ulrich Bubenheimer
Professor em. der Pädagogischen Hochschule Heidelberg
- Dr. Friederike Erichsen-Wendt
Referentin für Strategische Planung und Wissensmanagement im Kirchenamt der EKD, Hannover
- Udo Feist
Autor, Dortmund
- Tilman Asmus Fischer
Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humboldt-Universität zu Berlin
- Dr. Manfred Gailus
Apl. Professor für Neuere Geschichte an der TU Berlin
- Annemarie Heibroek
Journalistin, Bielefeld
- Ruth Heß
Geschäftsführerin am Studienzentrum der EKD für Genderfragen, Hannover
- Dr. Teckin Jung
Theologe, Bochum
- Jürgen Kaiser
Pfarrer i. R., Stuttgart
- Sebastian Klee
Pfarrer, Braunschweig
- Dr. Simon Kuntze
Nahostreferent des Berliner Missionswerks
- Martina Lenzen-Schulte
Journalistin, Ingelheim
- Bettina Limperg
Präsidentin des Bundesgerichtshofs, Karlsruhe
- Werner Milstein
Pfarrer, Brilon
- Andreas Mink
Journalist, Pawcatuck/USA
- Sophie Rauscher
Journalistin, Berlin
- Martin Rosowski
Geschäftsführer Evangelisches Zentrum Frauen und Männer, Hannover
- Dr. Antje Schrupp
Journalistin und Politologin, Frankfurt/Main
- Friedrich Schweitzer
Professor em. für Religionspädagogik an der Universität Tübingen
- Dr. Friedrich Seven
Pastor i. R., Bad Lauterberg
- Klaus Sieg
Journalist, Hamburg
- Nyke Slawik
Mitglied des Bundestages Bündnis 90/ Die Grünen, Berlin
- Dr. Peter Szyuka
Professor für Sozialwissenschaft an der Hochschule Hannover
- Dr. Johannes Wischmeyer
Leitung der Abteilung Kirchliche Handlungsfelder der EKD, Hannover
- Dr. Edgar Wunder
Referent am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, Hannover
- Dr. Robert M. Zoske
Pastor, Hamburg

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von:
„Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen
der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und
„Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von
Heinrich Bedford-Strohm, München
Rita Famos, Bern
Isolde Karle, Bochum
Friederike Krippner, Berlin
Annette Kurschus, Bielefeld
Bettina Limperg, Karlsruhe
Ralf Meister, Hannover
Friederike Nüssel, Heidelberg
Rüdiger Schuch, Berlin
Christiane Tietz, Zürich
Friedhelm Wachs, Berlin
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion
Reinhard Mawick (Chefredakteur)
Philipp Gessler
Kathrin Jütte
Stephan Kosch
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel
Sekretariat: Claudia Hollwedel
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter
Johann Hinrich Claussen (Berlin),
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),
Reinhard Lassek (Celle)

Träger
zeitzeichen gGmbH
Geschäftsführer: Reinhard Mawick
Jebensstraße 3, 10623 Berlin
Vorsitzender des Verwaltungsrates: Ulrich Heckel

Verlag und Anzeigen
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH,
Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt am Main
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph
Tel. 030/3 25 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann
Tel. 0261/39 49 53 36
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung
ZENIT Pressevertrieb GmbH
Julius-Hölder-Str. 47
70597 Stuttgart
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet
EUR 102,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 9,00.
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck
Strube Druck & Medien oHG
Stimmerswiesen 3
34587 Felsberg



kam. Zwar hatte der Verein „Flüchtlingskinder im Libanon e. V.“, der die Ausstellung verantwortete, einen Stand auf dem Markt der Möglichkeiten erhalten; seine bereits 2008 gefertigte Ausstellung sollte jedoch nicht gezeigt werden. Das war eine umstrittene Entscheidung.

Zu dieser Ausstellung und dem Disput dazu ist jetzt ein Band erschienen mit dem provokanten Haupttitel *Erinnerungsverbot*. Das Fragezeichen des Titels wird in der Einleitung des Herausgebers Wolfgang Benz etwas tänzelnd-ironisch, aber doch deutlich gestrichen: Die Entscheidung des Präsidiums, die Ausstellung auf dem DEKT nicht zeigen zu lassen, ist „Verbot“ und „Zensur“, die kritische Diskussion um die Ausstellung Ausfluss „obrigkeitlichen Argwohns“ und „Denunziation“, die Entscheidung des Präsidiums ein „Bannstrahl der Verantwortungsträger des Evangelischen Kirchentages als Maßnahme vorausseilenden Missionseifers“. Leser*innen wird recht deutlich gemacht, wo sie sich zu positionieren haben, wenn sie nicht auf der falschen Seite obrigkeitshöriger Realitätsverweigerer stehen wollen.

Nach dieser Leseorientierung wird in zehn Beiträgen vieles reflektiert, was mit der Problematik des Nahost-Konfliktes und widerstreitenden Erinnerungskulturen in Deutschland, Israel und Palästina zusammenhängt.

Bis auf den ersten Beitrag von Reinhard Hauff beziehen diese Texte sich nicht direkt auf die Diskussion zur Ausstellung. Auch nehmen sie nur teilweise Bezug auf den Kontext, in dem der Konflikt stattfand: Die Geschichte oder aktuelle Situation des deutschen oder deutsch-protestantischen Erinnerungsdiskurses wird kaum reflektiert; auch nicht die Geschichte des DEKT, in dessen Umfeld ja nicht zum ersten Mal ein Disput um freie Meinungsäußerung entbrennt – es sei hier nur an die Entscheidung von 2019, keine Vertreter der AfD einzuladen, und an den „Purim-Streit“ 1963 zum Thema Judenmission erinnert.

Stattdessen behandeln die Beiträge von Charlotte Wiedemann, Bashir Bashir und Amos Goldberg, Muriel Asseburg, Aleida Assmann und Inge Günther, wie die sich widerstreitenden Erinnerungen an Shoah und Nakba in Israel und Palästina versöhnt werden können, oder warum dies ein komplexes Unterfangen ist. Das

„Erinnerungsdreieck“ Israel, Palästina, Deutschland wird jedoch in einigen der Texte vorgestellt. Micha Brumlik reflektiert die Rolle von Gefühlen im Israel-Palästina-Diskurs und die durch seine deutsche Herkunft begründete Weigerung Habermas', sich kritisch zur Politik Israels zu äußern, was wiederum von Omri Boehm mit Rekurs auf Immanuel Kants Definition der Aufklärung kritisiert wurde. Vor dem Hintergrund dieser Lage fragt Brumlik, ob das Nicht-Zeigen der Ausstellung nicht genau die Tendenz verstärkt, die es berechtigterweise einzudämmen gelte – den israelbezogenen Antisemitismus. Aleida Assmann fordert die Deutschen auf, sich ihrer Geschichte zu erinnern, dabei loyal zu Israel und solidarisch mit den Palästinenser*innen zu sein. Sie verdeckt mit der leichtfüßigen Forderung die tiefer liegende Problematik – dass sich durch die sich überlagernden Diskurse Menschen anscheinend in ihrer Identität und in ihrem Existenzrecht bedroht fühlen durch die Anerkennung der widerstreitenden Erinnerungen.

Diese Anstrengung haben die Autoren Bashir Bashir und Amos Goldberg im Blick. Sie beschreiben in ihrem Aufsatz zu Holocaust und Nakba die Möglichkeit der „empathischen Verstörung“ durch die Anerkennung der jeweiligen Traumata als emotionale Herausforderung, die notwendig ist, um in einem binationalen Staat miteinander zu leben. Durch den Krieg in Israel-Palästina lesen sich diese Überlegungen sehr aktuell – denn dass eine solche Anerkennung schmerzhaft ist, steht den Menschen der Region deutlich vor Augen. Nur scheint sie auch notwendig zu sein.

So sind einige der Aufsätze mit Gewinn zu lesen. Sie geben einen guten Überblick zur Diskussion um die Erinnerung an die Nakba. Insgesamt verfehlt der Aufsatzband jedoch sein Thema. Er wirkt wie ein recht schnell zusammengelegtes Konglomerat an Texten, die schon andernorts veröffentlichte Positionen vortragen und nur am Rande mit dem DEKT-Disput zu tun haben. Das ist bedauerlich. Der Streit um die Ausstellung hätte ein guter Anlass sein können, um zu diskutieren, wie wir in Deutschland die Debatte um Israel und Palästina aktuell führen und wie wir sie führen sollten; vielleicht auch: wozu?

SIMON KUNTZE

Anregend

Phänomen Nostalgie



Stefan W. Schmidt:
**Nostalgie
oder der
flüchtige Duft
der Heimat.**
Passagen Verlag,
Wien 2023,
80 Seiten,
Euro 11.–.

In einer Zeit, in der es Mode geworden ist, in erhöhter Taktung kleine Essay-Bände auf den Markt zu bringen, in denen sich leider allzu oft intellektuell bemäntelte Allgemeinposten finden, gibt es zum Glück in diesem Format doch immer wieder Texte, die dazu einladen, sie an einem längeren Abend zu lesen, und deren Lektüre man mit dem Gefühl beschließen darf, man habe den Abend über mit einem interessanten Gesprächspartner über relevante Phänomene der Gegenwart diskutiert.

Wem einmal wieder nach einem solchen Lese-Gespräch verlangt, dem sei der Essay *Nostalgie oder der flüchtige Duft der Heimat* des Philosophen Stefan W. Schmidt ans Herz gelegt. Mit einem klaren analytischen Blick sowie vielfältigen geistesgeschichtlichen (freilich nicht theologischen) Bezügen erkundet der Autor den Umgang des Menschen mit der „Differenzierung von Heimischem und Fremdem“ – ob durch Veränderungen in der unmittelbaren Lebenswelt ausgelöst oder durch mehr oder weniger freiwillige, auch erzwungene Ortswechsel.

Bezüge zu aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen sind evident – von Gentrifizierung über Mobilitätssteigerung bis zu

diversen Formen der Migration. Erfrischend ist Schmidts Buch insbesondere, insofern es zwar von derart hoher Aktualität, jedoch zugleich zeitlos ist, da der Autor seine Fragestellung auf einer grundsätzlichen Ebene behandelt und auf tagespolitische Exkurse verzichtet, die sich gewiss anböten, aber letztlich keinen inhaltlichen Mehrwert hätten.

Dabei entwickelt der Autor sein Verständnis von „Nostalgie“ in vier Schritten. Den Ausgangspunkt nimmt er bei einer Reflexion über die kontinuierstiftende Funktion des menschlichen Gedächtnisses: Nostalgie erscheint hier zunächst als eine „pathische Form des Ortsgedächtnisses“, in der die Gegenwart durch die Vergangenheit vereinnahmt wird. Hieran anknüpfend verortet Schmidt Nostalgie im Begriffsfeld von Heimat und Heimstätten und profiliert sie durch die Abgrenzung von Formen des Heimwehs, die durch eine zeitliche Begrenztheit der Fremdheitserfahrungen charakterisiert sind: Demgegenüber zeichnet sich die Nostalgie „durch den tragischen, weil unwiederbringlichen Verlust der Heimstätte“ aus. In einem dritten Annäherungsversuch macht der Autor leibphänomenologische Ansätze fruchtbar, indem er die Reziprozität der „Beziehung zwischen Leib und Ort“ und damit die leibliche Dimension des Ortsgedächtnisses herausarbeitet: „Der Leib, indem er uns räumliche Orientierung gibt, interagiert mit Orten, ist von ihnen affiziert, drückt ihnen aber auch seinen Stempel auf. In dieser Interaktion artikuliert sich ein Ort für uns.“ Zuletzt weist Schmidt auf den Zusammenhang zwischen Nostalgie und Einbildungskraft hin, insofern Letztere sich als Imagination „durchaus nicht nur auf Vergangenes, sondern auch auf Zukünftiges“ richten kann, was im Falle der Nostalgie jedoch durch eine Fixierung auf die Vergangenheit unterbleibt.

Schmidts Reflexionen sind anregend – nicht zuletzt auch für aktuelle Fragen der Poimenik. Angesichts der wiederholten Pathologisierung der Nostalgie ist es umso wichtiger, dass Schmidt sie abschließend nochmals anders akzentuiert und sie als „Bedürfnis, die eigene Identität als ‚verortet‘ zu bekräftigen“, ernst nimmt und kritisch-konstruktiv auf gegenwärtige soziokulturelle Herausforderungen anwendet: „Wonach wir uns in der Nostalgie sehnen, ist nicht Heimat, sondern das, was Heimstätten als konkrete Erfahrung auszeichnet: Eingebundensein, Souveränität, Kompetenz, und nicht zuletzt ein Aufgebombensein im Sinne der Geborgenheit.“

TILMAN ASMUS FISCHER

Anspruchsvoll

Schulfächer mit Weltsichten



Katja Boehme:
**Interreligiöses
Begegnungs-
lernen.**
Herder Verlag,
Freiburg 2023,
551 Seiten,
Euro 45.–.

Interreligiöses Begegnungslernen“ meint im Buch der Professorin für Religionspädagogik Katja Boehme nicht einfach interreligiöses Lernen im Allgemeinen. Vielmehr geht es um ein Modell, das in den vergangenen rund zwanzig Jahren unter maßgeblicher Beteiligung der Autorin in Freiburg und Heidelberg entwickelt wurde und dann auch an anderen Orten sowohl in der Schule als auch bei der Ausbildung von Lehrkräften zum Einsatz gekommen ist. Bei diesem Modell kooperieren verschiedene Schulfächer, die auf „Weltsichten“ bezogen sind. Diese etwas gewöhnungsbedürftige Formulierung verweist auf eine Besonderheit, die das vorliegende Modell auszeichnet: In die Kooperation sollen konsequent auch nicht-religiöse Weltzugänge eingebunden sein, wie sie für den Ethikunterricht kennzeichnend sind.

Das Modell umfasst drei Phasen: Vorbereitung in nach Fächern getrennten Gruppen – Austausch über die Fächergrenzen hinweg (Begegnung im engeren Sinne) – Reflexion der Erfahrungen aus der Begegnungsphase. An dieser Struktur ist abzulesen, dass die Autorin keineswegs für einen sogenannten Allgemeinen Religionsunterricht oder – in Hamburger Diktion – einen „Religionsunterricht für alle“ plädiert, soweit dabei die unterschiedlichen Weltzugänge verschliffen werden (bekanntlich wird derzeit auch in Hamburg an einem Modell gearbeitet, das solche Effekte vermeidet). Für Boehme sind es nie nur die Gemeinsamkeiten, an denen gelernt werden soll, sondern gerade auch die Unterschiede, so wie dies am Begriff der „Differenzkompetenz“ abzulesen ist.



Der vorliegende Band bietet aber weder eine detaillierte Beschreibung des Modells noch eine empirische Untersuchung dazu. Vielmehr wird ein umgreifender Rahmen entwickelt, der das Begegnungslernen theoretisch fundieren und ausrichten soll. Für die Entwicklung dieses Rahmens werden vier Bezüge gewählt: das Verständnis von Religion, das Verständnis von Identität, der Umgang mit der Wahrheitsfrage und schließlich das Verständnis von Dialog. In allen vier Hinsichten werden anspruchsvolle theoretische Hintergründe ausgeleuchtet sowie jeweils im Blick auf mögliche Konsequenzen für die Kooperation diskutiert. Am weitesten reichen nach dem Urteil der Autorin hier die Phänomenologie, ein narratives Identitätsverständnis, die komparative Theologie sowie ein sensibler Umgang mit der Wahrheitsfrage, der zwischen den verschiedenen Bezugsgruppen im konfessionellen Religionsunterricht einerseits und in der Begegnungssituation andererseits unterscheidet.

Im letzten Teil des Bandes, der mit „Didaktik“ überschrieben ist, liegt ein Schwerpunkt auf der Herkunft des Modells, die sich vor allem mit der Idee einer „Fächergruppe“ verbinden lässt, wie sie schon seit mehr als fünfzig Jahren im Bereich der EKD diskutiert wird.

Ohne Zweifel bietet dieser umfangreiche Band zahlreiche hilfreiche Anregungen auch über das beschriebene Modell hinaus. Mitunter wäre es wünschenswert gewesen, über die manchmal etwas postulatorisch wirkenden Behauptungen zum Kompetenzerwerb hinaus mehr empirische Nachweise zu erhalten. Darauf wird nur sehr kurz eingegangen und lediglich mit Hinweisen auf subjektive Einschätzungen der Schüler:innen. Ebenso bedürfte der Umgang mit der Wahrheitsfrage weiterer Klärung. An manchen Stellen scheint die Autorin einen Ort für die Wahrheitsfrage nur im konfessionellen Religionsunterricht zu sehen, während sie bei der Begegnung am besten ganz zurücktreten soll. Aber wie ließe sich dann verhindern, dass die interreligiösen Begegnungen vordergründig bleiben, weil die eigenen Überzeugungen gar nicht geäußert werden?

Ein anspruchsvolles Buch, das nicht vor theoretischen Klärungsaufgaben zurückscheut und deshalb die Lektüre lohnt.

FRIEDRICH SCHWEITZER

Poor things

Gefeiert in Venedig und im Gespräch für mehrere Oscars: Der neue Film mit Emma Stone („La La Land“) ist ein Meisterwerk des griechischen Regisseurs Yorgos Lanthimos („The Favourite“): Eine junge Frau ist nach einem medizinischen Experiment wie ein kleines Kind und entdeckt mit kompletter Offenheit und kindlicher Rücksichtslosigkeit die Welt. Der Film spielt in einem 19. Jahrhundert, das es so nie gab, mit verrückten Erfindern und dekadenten Adligen. Zuschauer*innen müssen sich auf eine wilde Geschichte einlassen, in der fast alle Männer schlecht aussehen, aber sie werden mit tollen Schauspielleistungen, fantastischen Bildern, viel Humor und einer tiefen Liebe zum Leben belohnt.



141 Minuten, ab dem 18. Januar
Regie: Yorgos Lanthimos

Stella. Ein Leben.

Es ist eine wahre Geschichte. Stella Goldschlag ist attraktiv, lebenslustig und eine begabte Sängerin, die vom Broadway träumt. Aber sie ist eine Jüdin im Berlin Ende der 1930er-Jahre. Nachdem sich Stella lange irgendwie durchschlagen kann, wird sie von der Gestapo gefasst und gefoltert. Als einzige Lösung, um sich und ihre Eltern zu retten, erklärt sich Stella dazu bereit, andere jüdische Menschen aufzuspüren und an die Gestapo auszuliefern. Diese Entscheidung hat furchtbare Folgen. Der Film erzählt die erschütternde Geschichte aus dunkler Zeit geradlinig, und Paula Beer („Undine“) wirft sich engagiert in die Rolle dieser ambivalenten Frau.



113 Minuten, ab dem 18. Januar
Regie: Kilian Riedhoff

The Holdovers

Lehrerinnen und Lehrer sind immer schon ideale Figuren für Filme, am berühmtesten unter ihnen ist vielleicht der enthusiastische Idealist, den Robin Williams in „Club der toten Dichter“ spielt. Die Hauptfigur in diesem Film ist von jedem Idealismus weit entfernt. Er ist ein strenger, frustrierter Alkoholiker, der über die Weihnachtsferien 1970 im Internat bleiben muss, um auf einen Schüler aufzupassen, der nicht nach Hause kann. Der Schüler will ausreißen, der Lehrer muss ihn halten und auf ihn achten. Die Tage über Weihnachten werden beide für immer ändern. Die Filme von Alexander Payne zeigen Menschen in der Krise, voller Empathie und Humor. Ein schöner Start in das Jahr.



133 Minuten, ab dem 25. Januar
Regie: Alexander Payne

Von Berlin nach Hessen, von Hessen nach Berlin



Foto: privat

Dorothea Gauland ist neue Pfarrerin für den interreligiösen Dialog der berlin-brandenburgischen Landeskirche. Die 40-Jährige war zuvor Gemeindepfarrerin in Mainz und für Ökumene und interreligiösen Dialog im Dekanat Mainz zuständig, das zur hessen-nassauischen Landeskirche gehört. In Berlin ist sie Nachfolgerin von Andreas Goetze (59), der vor zwei Jahren in die hessen-nassauische Landeskirche zurückkehrte und im Ökumenezentrum Frankfurt am Main das Referat Interreligiöser Dialog mit dem Schwerpunkt Islam übernahm. Gauland studierte Theologie in Heidelberg, Rom und Berlin. Von den politischen Ansichten ihres Vaters, des AfD-Ehrenvorsitzenden Alexander Gauland (82), hat sie sich schon vor Jahren klar distanziert.

Wechsel bei den Posaunisten

Günter Staaden (68), der stellvertretender Vorsitzender des Bundes Christlicher Posaunenchor Deutschlands (BCPD) war, ist nun Vorsitzender der

Organisation. Sie vertritt Posaunenchor der Methodistischen Kirche, der Baptistengemeinden und der Freien evangelischen Gemeinden. Staaden gehört der Freien evangelischen Gemeinde Simmersbach an. Er ist Nachfolger des Methodistenpfarrers Matthias Kapp (57), der in seiner Gemeinde in Marbach am Neckar mehr Aufgaben übernehmen möchte. Der BCPD besteht aus sieben Regionalverbänden mit rund 1 200 Mitgliedern.

Protestantinnen ehren VdK-Präsidentin



Foto: picture alliance

Verena Bentele (41), die seit sechs Jahren Präsidentin des Sozialverbandes VdK ist, ist mit dem Katharina-Zell-Preis des Verbandes Evangelische Frauen in der hessen-nassauischen Landeskirche ausgezeichnet worden. Der undotierte Preis erinnert an die elsässische Reformatorin Katharina Zell, die unter anderem Streitschriften verfasste und sich für Flüchtlinge einsetzte. Bentele verkörpert „Zuversicht, Ausdauer und Vertrauen“, sagte die Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung Jutta Allmendinger in ihrer

Laudatio. Bentele, die blind geboren wurde, war von 1995 bis 2011 viermal Weltmeisterin und zwölfmal Paralympics-Siegerin. Und ihr literaturwissenschaftliches Masterstudium schloss sie mit der Note „sehr gut“ ab.

Altlutheraner: Neuer leitender Geistlicher

Der Karlsruher Pfarrer João Schmidt ist neuer Superintendent und damit leitender Geistlicher der altlutherischen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Baden (ELKiB). Der 56-Jährige ist Nachfolger von Christian Bereuther (66), der in den Ruhestand trat. Zum stellvertretenden Superintendenten wurde der Pforzheimer Pfarrer Andreas Schwarz (65) gewählt. Dieses Amt hatte bisher João Schmidt inne. Der Brasilianer war nach dem Vikariat 1965 nach Deutschland gekommen. Er wurde an der Theologischen Fakultät der Erlanger Universität im Fach Missions- und Religionswissenschaft promoviert. Zunächst übernahm er die Stuttgarter Gemeinde der altlutherischen Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK). Die Altlutheraner spalteten sich im 19. Jahrhundert von Landeskirchen ab, die durch die Union von Lutheranern und Reformierten entstanden waren. Die ELKiB hat etwa 2 500 Mitglieder in sechs Kirchengemeinden an sieben Standorten. Sie steht in Kirchengemeinschaft mit der SELK, die in ganz Deutschland 32 411 Mitglieder in 174 Kirchengemeinden hat. Aber anders als die SELK ist die ELKiB Gastmitglied der Vereinigten Evangelisch-Lutheri-

ANGEZEIGT

Kreuzweg 2024

Ab sofort können Kirchengemeinden und Verbände das Material zum Ökumenischen Kreuzweg der Jugend bestellen, der unter dem Thema *Dein POV* (*Point of View*) steht. Der Ökumenische Jugendkreuzweg wird in jedem Jahr in der Passionszeit von jungen Menschen in Deutschland und den Nachbarländern gebetet. Die Redaktion der Materialien verantworten die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland, die Jugendseelsorge der römisch-katholischen Bischofskonferenz und der Bund der Deutschen Katholischen Jugend. Die Teilnehmenden sollen Fragen zu Kreuzigung und Auferstehung stellen und einen eigenen Standpunkt entwickeln. Und die Vielfalt von Gedanken, Sichtweisen und Standpunkten sollen in den Materialien Comics und die Graphic Novel ausdrücken. **Bestellschrift:** www.jugendkreuzweg-online.de

schen Kirche Deutschlands, die sieben lutherische Mitgliedskirchen der EKD bilden. Und sie gehört auch dem Lutherischen Weltbund an und ordiniert Frauen ins Pfarramt, was die SELK ablehnt.

Neue Personen im Herausgabekreis

Seit dem 1. Januar gehören drei neue Personen dem Herausgabekreis von *zeitzeichen* an: Es sind die Theologin Rita Famos (* 1966), die seit 2020 Kirchenpräsidentin der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS) ist, die Germanistin Friederike Krippner (* 1982), die – ebenfalls seit 2020 – die Evangelische Akademie in Berlin als Direktorin leitet, und es ist Rüdiger Schuch (* 1968), seit diesem Jahr Präsident der Diakonie Deutschland. Ausgeschieden aus dem *zeitzeichen*-Herausgabekreis sind Schuchs Amtsvorgänger Ulrich Lilie, die frühere mitteldeutsche Landesbischofin Ilse Junkermann sowie der emeritierte Bochumer Theologieprofessor Michael Weinrich.

Jugend fordert Trauung für alle

Die bayerische Landessynode hat sich mit einem Antrag der Evangelischen Jugend in Bayern beschäftigt, der unter anderem die Öffnung der Trauung für schwule und lesbische Paare fordert. Bisher ist in der bayerischen Landeskirche nur deren Segnung möglich. Die Synode stimmte dafür, die Situation queer lebender Menschen „innerhalb und außerhalb“ der Landeskirche „stärker in den Blick zu nehmen und wahrzunehmen, wo sie unter Diskriminierung leiden“. Das soll eine Arbeitsgruppe tun, deren Besetzung Landeskirchenrat und Landessynodalausschuss einvernehmlich regeln. Bei der Synodaltagung im Herbst stellt die Arbeitsgruppe ihre Ergebnisse und einen Beschlussvorschlag vor.



Kathedrale von Exeter mit dem Denkmal für Richard Hooker (1554–1600), der die anglikanische Theologie stark beeinflusst hat.

Kirche von England: Segnungsgottesdienste zur Probe

In der anglikanischen Kirche von England (CoE) wird bis 2025 eine Liturgie für die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in einem öffentlichen Gottesdienst erprobt. Und dann sollen die Erfahrungen ausgewertet werden. Das hat die aus drei Kammern bestehende Generalsynode beschlossen. Von den Bischöfinnen und Bischöfen stimmten 23 dafür, 10 dagegen und 4 enthielten sich. Bei den Pfarrpersonen betrug das Verhältnis 100:93:1 und bei den Laien 104:100:0. Eine kirchliche Trauung gleichgeschlechtlicher Paare, die in Großbritannien dieselbe Rechtskraft hat wie eine standesamtliche, lehnt die Mehrheit der Generalsynode ab. Gleichgeschlechtliche Paare trauen dagegen die schottische Schwesterkirche der CoE und die presbyterianische „Kirche von Schottland“ sowie die Methodistische Kirche, die Vereinigte Reformierte Kirche und die Quäker Großbritanniens. Bei einer Umfrage der Tageszeitung *Times* sprachen sich 54 Prozent der Geistlichen der CoE für eine kirchliche Trauung schwuler und lesbischer Paare aus, während sie 39 Prozent ablehnten. Dass sich dies nicht in der Generalsynode niederschlägt, zeigt den starken kirchenpolitischen Einfluss des straff organisierten evangelikalen Flügels der CoE.

Bedford-Strohm: Zwei-Staaten-Lösung verfolgen

Heinrich Bedford-Strohm, der Vorsitzende des Zentralausschusses des Weltkirchenrates (ÖRK), hat in einem Gespräch mit dem *Evangelischen Pressedienst (epd)* gefordert, angesichts des bewaffneten Konflikts zwischen der Terrororganisation Hamas und Israel eine Zwei-Staaten-Lösung nicht aus den Augen zu verlieren. Der Altbischof verwies auf die klare Verurteilung der Hamas-Morde vom 7. Oktober, die der ÖRK bei seiner Sitzung in Nigeria abgegeben habe, und versicherte: „Niemand in der ÖRK-Führung ist antisemitisch.“

Neues Testament wieder auf Plattdeutsch übersetzt

Die Evangelisch-Reformierte Kirche, deren Schwerpunkt entlang der niedersächsisch-niederländischen Grenze liegt, hat eine neue Übersetzung des Neuen Testaments in ostfriesischem Plattdeutsch herausgegeben. Ein Team plattdeutsch sprechender Pfarrpersonen um Altkirchenpräsident Jann Schmidt hatte über zwei Jahre die biblischen Texte Vers für Vers durchgearbeitet, um sie zeitgemäß zu übersetzen. „Dat Neei Testament“ ist im Solinger Foedus-Verlag erschienen, hat 720 Seiten und kostet 22 Euro.

Weibliche Kunst und feministische Avantgarde

Künstlerinnen des 16. bis 18. Jahrhunderts im Bucerius Kunst Forum Hamburg

KLAUS-MARTIN BRESGOTT

Das Jahr 2023 gehörte im Bucerius Kunst Forum den Frauen – und das bleibt so bis in dieses Jahr hinein. Nach exzellenten Ausstellungen über die Malerin Gabriele Münter und die Fotografin Lee Miller heißt die jetzige Ausstellung „Geniale Frauen. Künstlerinnen und ihre Weggefährten. Der Werdegang herausragender Künstlerinnen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert“. Erstmals wird der familiäre Kontext von Künstlerinnen thematisiert und in der Gegenüberstellung mit Werken ihrer Väter, Brüder, Ehemänner und Malerkollegen veranschaulicht.

Als Künstlerin zu leben, war Frauen in der Frühen Neuzeit nicht gänzlich versagt. Es war aber auch nicht vorgesehen und unterlag deshalb etlichen Herausforderungen. Für eine freie Berufsausübung war die Zugehörigkeit zu einer Zunft nötig. Diese war Frauen jedoch je nach Region verwehrt, in jedem Falle aber mit Kosten und hierarchischen Hürden verse-

hen. Auffallend viele Künstlerinnen dieser Zeit stammten daher aus Künstlerfamilien oder heirateten in solche ein. Sie arbeiteten ihren Vätern, Brüdern und Ehemännern zu und waren meist im Verborgenen tätig. An Höfen herrschten andere Regeln: Dort konnten Frauen als Künstlerinnen tätig sein und wurden ernst genommen. Auch Künstlerinnen, die sich trotz gesell-

In der männlich fokussierten Welt gerieten die Leistungen der Frauen in Vergessenheit.

schaftlicher Vorurteile und akademischer Ausgrenzung durchgesetzt hatten, fielen auf und waren anerkannt – wie Anna Dorothea Therbusch oder Angelika Kauffmann. In der etablierten, männlich fokussierten Kunstwissenschaft gerieten ihre Leistungen jedoch weitestgehend in Vergessenheit.

Die gewohnt exzellent präsentierte Ausstellung orientiert sich bild- und nancenreich vor allem an biografischen Anhaltspunkten: Töchter, Väter, Brüder – Bewusst ohne Ehemann – Karriere vor der Ehe – Malen mit Familie – Frauen und Druckgrafik – Künstlerinnen am Hof – Künstlerinnen in den Institutionen. Kluge Einführungen und weiterführende Essays über Künstlerinnen im deutschsprachigen Raum der Vormoderne, über Ausnahme-Karrieren und Erfolgsstrategien von Malerinnen im frühneuzeitlichen Kunstbetrieb beleuchten einen langen Weg weiblicher Leidenschaft und Un-

beirrbarkeit gegenüber patriarchaler Selbstüberhöhung und herablassender Ignoranz, die noch im 20. Jahrhundert unverblümt ihr Unwesen trieb.

Das Bucerius Kunst Forum stellt gut 30 Künstlerinnen in ihrem Kontext vor, die ausdrucksstarken Sofonisba Anguissola (um 1532–1625) und Judith Leyster (1609–1660) ebenso wie die imponierenden Anna Dorothea Therbusch (1721–1782) und Angelika Kauffmann (1741–1807). Subtil gezeichnete Porträts, sensibel austarierte Stillleben und Historien in Malerei, Zeichnung und Druckgrafik von der Renaissance bis zum beginnenden Klassizismus sind seit dem 14. Oktober 2023 bis zum 28. Januar 2024 in Hamburg zusammengeführt und werden im Anschluss vom 2. März bis 30. Juni 2024 im Kunstmuseum Basel gezeigt.

Spannend-schön

Wie eine Fortschreibung dieser gelungenen, farbenreichen Ausstellung liest sich Ferren Gipsons Veröffentlichung „Kunst von Frauen – vom weiblichen Kunsthandwerk zur feministischen Avantgarde“, das bei Prestel (München, London, New York, 2023) erschienen ist. Das Buch stellt 33 Künstlerinnen wie Rut Bryk (1916–1999), Eva Hesse (1936–1970) oder Otobong Nkanga (*1974) und das Frauen-Kollektiv von Gee’s Bend (USA) vor, die allesamt im Bereich der Keramik, der Textilien und der sogenannten Soft Sculpture arbeiten. Es ist ein spannend-schönes, augenöffnendes Buch – wie ein Quilt, eine der Textilien, die Kunst und Kleidungsstück zugleich sind. ◀

WEITERE INFORMATIONEN

Die Ausstellung ist bis 28. Januar in Hamburg zu sehen und vom 2. März bis 30. Juni 2024 im Kunstmuseum Basel.

www.buceriuskunstforum.de

Catarina van Hemessen (1528–1565):
Selbstporträt an der Staffelei, 1548.



• „Zur Mittagshore bin ich wieder in der Kirche. Diesmal dauert es nur zwanzig Minuten. Die unterschiedlichen Psalmen werden auf die immer gleiche einfache Melodie gesungen. ... Der Gesang klingt mechanisch, mittelalterlich: unvermittelt und unausgewogen wegen der dünnen, scharfen Stimmen, aber doch melodios. Sie singen alles sehr langsam. Es ist hypnotisierend. Die Texte ergeben kaum einen Sinn. Meistens geht es um Übeltäter, die den Erzähler der Psalmen zerstören wollen. *Alle Tage überhäufen sie mich mit Unheil*. Widersacher und Feinde, versessen auf Gemetzel und Vernichtung. Und das alles vorgebracht von ein paar Nonnen hier draußen auf der trockenen Monaro-Hochebene, mitten im Nirgendwo“, schreibt Charlotte Wood in *Tage mit mir*.

• „Wenn ich dem Wahnsinn mal entfliehen will, gehe ich ins Kloster in Bemelen, bete dort einen halben Tag in der Kirche, ... ich betrachte das Kreuz, sehe den Leidensweg auf zwölf Bildern, es riecht nach Weihrauch, ich schaue auf den Altar, ... sie kommen, um mich zum Essen ins Refektorium abzuholen. ‚Noch nicht fertig gebetet, Herr Biesheuvel?‘, fragt Bruder Anasiasus, ‚ich hatte nicht den Eindruck, dass Sie so fromm sind.‘ ‚Es ist auch keine Frömmigkeit‘, sage ich dann, ‚es ist die Stille‘. ‚Spaßvogel‘, sagt der Bruder dann, ... immer ein Witzchen auf Lager‘, aber es ist mein blutiger Ernst. Ich würde gerne im Kloster in Bemelen leben, vielleicht sogar lieber als hier in Leiden, wo man auch abends immer das Rauschen des Verkehrs im Hintergrund hört.“ J. M. A. Biesheuvel in *Reise durch mein Zimmer*.

AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

Ruhestand – und was dann?

Mit dem ersten Schultag beginnt „der Ernst des Lebens“. Ähnliches lässt sich auch vom Eintreten in den Ruhestand sagen. Diese Tagung will Menschen ab 50 helfen, über die Zeit nachzudenken, wenn die Erwerbsarbeit aufhört. Die Reflexion beginnt mit der Frage, was ihnen der Arbeitsplatz bedeutet. Dann folgt die Überlegung, wie sich der neue Lebensabschnitt, der viel freie Zeit mit sich bringt, auf die Beziehungen zu Mitmenschen auswirkt. Dann stellt sich die Frage, welche beruflichen und persönlichen Ressourcen man im Ruhestand einsetzen kann. Zur Beantwortung dieser Fragen sollen bei dieser Tagung auch Frauen und Männer im Ruhestand interviewt werden. Und Fachleute geben Tipps. Anmeldeschluss: 19. Februar.

Ausstieg aus dem Beruf – Aufbruch wohin?

7. bis 9. März, 20. bis 22. Juni oder 7. bis 9. November, Evangelische Akademie Bad Boll, Telefon: 0711/35 14 59 34, E-Mail: miriam.bender@ev-akademie-boll.de, www.ev-akademie-boll.de

Geheimnisvoll, schrecklich, anregend, tröstlich

Martin Luther hielt die Johannesoffenbarung „weder für apostolisch noch für prophetisch“. Denn die Apostel würden „nicht mit Gesichtern umgehen, sondern mit klaren und dünnen Worten weis-sagen, wie es Petrus, Paulus, Christus im Evangelium auch tun“. Aber bei der Beurteilung der Schrift, die das Neue Testament beschließt, wollte Luther „jedermann seines Sinnes walten“ lassen. Damit sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dieser Tagung ein eigenes Urteil bilden können, führt ein Neutestamentler in die Johannesapokalypse ein, ein anderer gibt eine Übersicht über den Stand der Forschung, und eine Kollegin schildert die Auslegungsgeschichte. Gezeigt wird auch, wie die Johannesoffenbarung Maler, Filmschaffende und Komponisten angeregt hat. Anmeldeschluss: 18. März.

Die Johannesapokalypse.

Biblische Tage 2024

25. bis 27. März, Katholische Akademie München, Telefon: 089/38102111, E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de, www.kath-akademie-bayern.de

Liebes DB-Team,

KATHRIN JÜTTE

zum Kaltstart in das neue Jahr wünsche ich Gottes Segen, vor allem auf den Schienenwegen. Denn hier kann es neben gefrorenen Oberleitungen auch zu menschlichen Naturkatastrophen kommen. Mit Folgen: Im neuen Jahr werde ich die erste Begegnung mit einem Gerichtsvollzieher haben, mit Ihrem. Und das kam so.

Im blinden Vertrauen auf Ihr Mobilitätssystem haben mein Mann und ich schon vor Jahren unsere Autos abgegeben, sind umgestiegen auf die Bahn und unsere Räder.

So saßen wir wieder einmal im ICE Richtung Berlin. Aus der Versenkung holte uns plötzlich der Satz: „Sie haben keinen gültigen Fahrausweis, und Sie haben zwei.“ Minuten vergingen mit unserem Versuch, die komplexe Lage zu entwirren. „Ich habe ein bezahltes Ticket, mein Mann hat ein bezahltes Ticket, dazu zwei bezahlte Reservierungen, wo ist da ein Problem?“ „Sie sind aber zweimal Frau Jütte und ihr Mann hat keinen Fahrausweis.“ Ich bat um Klärung für mein Spiegelbild mit Schwarzfahrer. Stirnrunzeln, vereinzelte Lacher aus dem Großraumabteil.

Der erste Akt Bahnkontrolleur gegen Bahnkomfort endete mit meiner Einsicht: Ja, ich hatte wie immer für uns die Tickets auf meinen Namen bestellt. Bisher nie ein Problem. Erste Köpfe wieder in Fahrtrichtung. Der zweite Akt begann standrechtlich mit der Einleitung eines Fahrpreis-Nacherhebungs-Verfahrens. Zur Überprüfung wurden unsere Ausweise eingefordert.

Damit begann ein dritter Akt. In pastoraler Lautstärke verlas der Kontrolleur seiner fernen Dienststelle von uns Name, Vorname, Straße, Hausnummer, Postleitzahl und Ort. Nicht ohne Folgen. Zum Jahreswechsel gab es Post vom Inkassobüro der DB, ein Vielfaches des Fahrpreises wird eingefordert. Präventiv für den gerichtlichen Einspruch hatten wir uns den Namen von Votan Wahnwitz notiert (Name von der Redaktion geändert). Wir hoffen, dass er Ihnen 2024 nicht begegnen wird. ◀

In der nächsten Ausgabe



Foto: Jobst Curtknecht

Gesang und Buch

In diesem Jahr wird im Raum der Kirche das Jubiläum „500 Jahre Evangelisches Gesangbuch“ begangen, denn im Jahre 1524 erschienen drei Liedersammlungen, die zumindest als Vorläufer der späteren Gesangbuchtradition gelten können, zum Beispiel in Wittenberg die Sammlung „Etlich Cristlich lider“ (Bild oben). Im Schwerpunkt zum Thema Gesangbuch und Singen im Gottesdienst gibt die Autorin Brinja Brinker die bisherige Gesangbuchgeschichte in gebotener Kürze wieder, die Kirchenmusiker und Theologen Jochen Arnold und Konrad Klek beschreiben ihre Erfahrungen mit neuen geistlichen Liedern im Gottesdienst, der Sozialwissenschaftler Daniel Hörsch wertet die Erkenntnisse der KMU VI in Sachen Kirchenmusik aus, und die Oldenburger Kirchenmusikdirektorin Beate Besser spricht im Interview über den Prozess der Entwicklung des neuen Gesangbuches. Es soll mutmaßlich bis 2030 fertiggestellt werden und das Evangelische Gesangbuch (EG) aus der ersten Hälfte der 1990er-Jahre ablösen.

Sünde ohne Augustin

In seinem Essay behandelt der Greifswalder Theologieprofessor Henning Theißen das immer wieder verhandelte und missverständene Thema Sünde. Seine These: Eigentlich ist die Sünde nichtig, aber das ist gleichzeitig auch ihre Tücke.

Sexkauf verbieten?

Werden Zwangsprostitution und Menschenhandel nachlassen, wenn der Kauf von sexuellen Dienstleistungen in Deutschland verboten wird? Das ist umstritten. Vor fast 25 Jahren entschied sich Schweden für ein Sexkaufverbot. Damit sollten die Prostituierten entkriminalisiert und die Sexkäufer bestraft werden. Dieses sogenannte Nordische Modell steht nun auch in Deutschland zur Debatte. Gegen die Einführung argumentiert in der zeitzeichen-Februar Ausgabe Maria Loheide, Vorstand der Diakonie Deutschland, dafür spricht sich die Sozialarbeiterin Kerstin Neuhaus vom Bündnis Nordisches Modell aus.

Bei Abschiebungen dabei

Karl-Hinrich Manzke ist nicht nur Landesbischof in Schaumburg-Lippe und Catholica-Beauftragter der VELKD. Seit 2011 ist er auch EKD-Beauftragter für die Evangelische Seelsorge in der Bundespolizei. In dieser Funktion begleitet er auch Abschiebungen von abgelehnten Asylbewerbern. Über seine Erlebnisse und seinen Blick auf die Migrationsdebatte haben Kathrin Jütte und Stephan Kosch aus der zeitzeichen-Redaktion mit ihm gesprochen.



Evangelische Mission
in Solidarität

Die Evangelische Mission in Solidarität (EMS) verbindet Menschen in Europa, Afrika, Asien und im Nahen Osten. Als internationales kirchliches Netzwerk setzen wir uns für eine Welt ohne Armut und Krieg ein. Wir entwickeln Programme zum Empowerment von Frauen und Minderheiten, für gerechtere Bildungschancen, eine bessere Gesundheitsversorgung sowie theologischen Austausch. Unser engagiertes Team von rund 40 Kolleg*innen in Stuttgart benötigt dafür Unterstützung.

Zum nächstmöglichen Zeitpunkt suchen wir eine*n ordinierten Pfarrer*in für die **Leitung der Abteilung Programme und Netzwerke (25%) (m/f/d) und eine Leitung des Fachbereichs Interkulturelle Theologie und Bildung, Frauen und Gender (75%) (m/f/d)**

Jeweils befristet auf 6 Jahre mit der Möglichkeit der Verlängerung.

Ihre Aufgaben in der Abteilungsleitung:

- Mitglied der Geschäftsleitung, Mitarbeit in den Leitungsgremien der EMS.
- Verantwortung für die ordnungsgemäße Erfüllung der Aufgaben in der Abteilung.
- Koordination der Querschnittsprogramme in der EMS.

Ihre Aufgaben in der Fachbereichsleitung:

- Durchführung von theologischen Programmen und Bildungsprogrammen in der EMS-Gemeinschaft.
- Koordination der EMS-Fokusthemen und der damit verbundenen Aktivitäten.
- Durchführung und Weiterentwicklung der EMS-Programme zur Stärkung von Frauen.

Ihr Profil:

- Sie haben einen Master oder einen vergleichbaren Abschluss in Evangelischer Theologie.
- Sie verfügen über Erfahrung in einer Führungsposition und Managementfähigkeiten.
- Sie verfügen über persönliche Erfahrungen im Bereich der ökumenischen und internationalen Beziehungen.
- Sie verfügen über Gender-Sensibilität.
- Sie verfügen über gute Englisch- und Deutschkenntnisse.
- Sie sind ordinierte*r Pfarrer*in einer Mitgliedskirche der EMS oder einer Kirche, deren Ordination in den Mitgliedskirchen der EMS anerkannt ist.

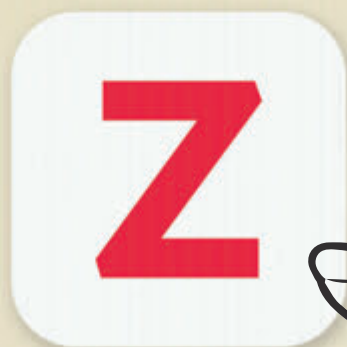
Es erwartet Sie ein wertebasiertes Arbeiten in einem motivierten Team mit internationaler Ausrichtung, ein modernes Arbeitsumfeld und die Möglichkeit zur mobilen Arbeit. Die Bezahlung erfolgt nach KAO/TVöD. Die Beschäftigungsdauer kann durch den EMS-Missionsrat verlängert werden.

Rückfragen richten Sie bitte an den Generalsekretär Dr. Dieter Heidtmann, heidtmann@ems-online.org, Tel. 0711/63678-21. Bitte senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen (Anschreiben, Lebenslauf, Zeugnisse, Nachweis der Ordination) bis zum **1. Februar 2024** per Mail an:

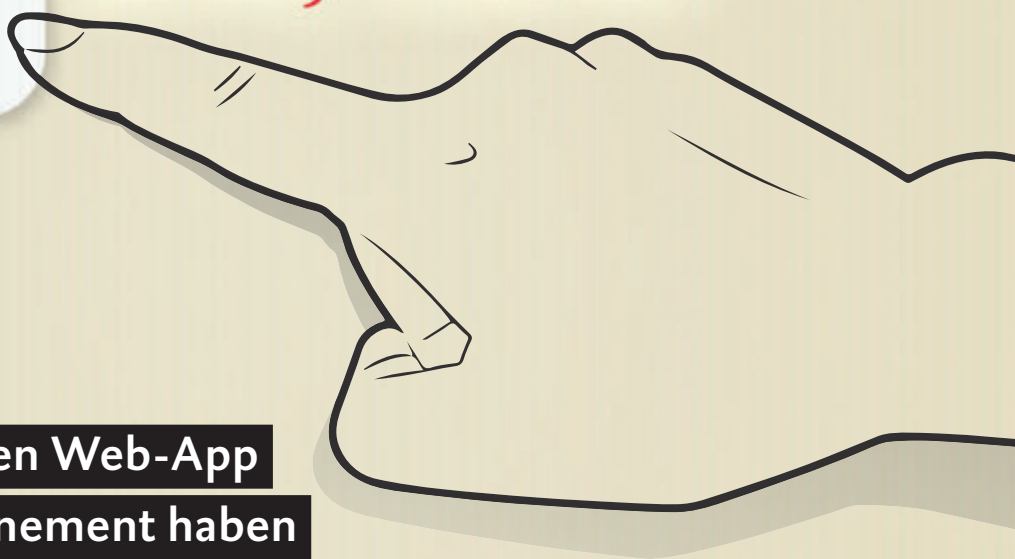
Evangelische Mission in Solidarität e.V., Personalabteilung,
Vogelsangstraße 62, D-70197 Stuttgart, Tel.: +49 (0) 711 636 78 -10,
E-Mail: personal@ems-online.org, www.ems-online.org

zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230
zeitzeichen@zenit-presse.de



ack, zack!



**Mit unserer neuen Web-App
und Ihrem Abonnement haben
Sie den schnellsten Zugang:**

- _ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- _ zum PDF der Print-Ausgabe,
- _ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,
Kommentaren und anderen Texten
- _ und dem kompletten Online-Archiv.

